

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941 1935

31 (4.8.1935)

DIE KOLONNE

Eine Kolonne marschiert — durch Wald, der noch im Tau der Frühe von Sonne beschüttelt ist und sprüht und glitzert und funkelt, durch Gezwitscher und lachtes Säuseln, dann am Rand einer Wiese, deren bekümmertes, kaum bewehrtes Kranz zum unteren Rahmen jenes Bildes wird, auf dem der Brettsaum mit feillichen Farben prunkt, ein berückend hingebereitetes und köstliches Gemälde der Schönheit, der Kraft, der Ruhe — durch einen Hohlweg hindurch, von feiner Bräunung schwellen reisende Trauben in das lichtvolle Blau, in seinem feinsten und zersetzten Grund vom Schritt und Tritt der Mannschaft, die Bienen und Hummeln summen in sommerlichen Gräsern, Eidechsen durchschleichen die Böschung im Schmutz ihrer blühhaften Dornigkeit, Herzschlag und Atem bewegter Jugend dringt aus Adern und aus Lungen beglückt von einem zum andern, ein Schwall der Lebendigkeit, der uns alle umflutet, der über uns schwebt und wogt, als sei er das heimliche Zeichen der Eingabe zur Kameradschaft, unter dem auch dieser Hohlweg durchschritten werden muß. Da treten die Wände zurück, es öffnet sich wieder die Enge zum Gipfel eines Berges, der aus seiner Schwarzwalddiäse blank gegen den Himmel ragt, die Täler winden sich nach traumverjüngten Fernen, weiter und entrückter im Dunst und Glanz des Mittagstags, bis dorthin, wo ein Mäntel von deutscher Sehnsucht erzählt und jenseits der flachen, erntebegnadeten Hügel der Kaiserstuhl sich zur Vase erhebt, an der die Wellen des Rheins mit moanendem Murmeln spülen.

Und wieder brechen auf aus befehltem Drang der Stunde, von Reihen zu Reihen hinaus und empor in die laufende Stille getragen, voll erwachtem Gebräuse, bald wie ein Jubelton des Dankes und der Lust, bald wie ein Schwur der Treue und der Weisheit zu diesem Land am Ufer der Geschichte, bald wie ein Widerhall selbst von jenem gemeinsamen Schicksal, das uns alle umfängt mit Gutem und mit Bösem. Alte Väter, die man schon immer lang, von Kindesbeinen an, die von den Vätern und den Müttern her als letzter Schatz und letzter Hort in unserem Blute kreisen, heiter und ernst zugleich und jederzeit gewillt, Wonne und Schmerz zu verkünden, die aus der Inbrunn eines ganzen Volkes quellen. Andere Väter, die uns begleiten, erdgrane, schlammnasse Scharen, auf unserem Zug durch die Gräben, durch manches Jahr, da in unserer Mitte, tagaus, tagein unloslich uns beigesellt, ohne Unterlaß in der Bereitschaft für uns und unsere Liebe, uns zugetan mit unüberbietbarer Reue, auch jener eine mitlang aus seinem fleischlosen Mund, der vielleicht auf Lansenlänge vor uns die Zügel führt, auf einer Probe sah, seinen Arm in den unseren geschlungen, oder an unserer Seite, gepürt in der finsternen Nacht, den Kolben des Gewehrs mit hartem Griff umspannte. Eine Kolonne singt — aber nochmals andere Väter wie jene aus dem Schollenduft der Heimat, aus Ahnenerde und aus Blütenfreude in einem Mai der Verheißung, andere Väter wie jene aus dem Krieg und seiner lobenden Tat voll Unvergänglichkeits und seinem geballten Opfer mit Erbarmenheit, Wehmut und Klage. Die Weisheit von Liebe und Tod ist eine ewige Weisheit. Und die Weisheit vom Vaterland ist überall vernehmbar, wo begeisterungsfähige Burden durch ihres Volkes herrliche Stätten gehen. In Melodien jedoch, die aus dem Umbruch der Zeit wie Schreie und Gelächern, Aufbruch und Bund und Antritt der Gleichgesinnten hallen, hervorgepreßt aus überbürdeter Brust, durch enttäuschungsmüde, leidensverärrte Kehlen, von gebäumten Lippen in Wind und Wetter geschleudert, in Liedern der Revolution, in denen Erkenntnis und Wille mit rüttelnder Begehr um Neugestaltung ringen, da raucht wie Brandung die Jugend und ihr lauterer, heiliger Glaube. Da stürmt der besondere Klang der unangefräßigsten, unverdorbenen Herzen, die schlicht und echt und wahrhaftig ihr Innerstes offenbaren, ihre Sorgen und ihre Hoffnungen, ihren Anspruch und ihr Recht wie auch ihre Weisheit und selbstlosen Verzicht um der Gemeinschaft willen. Von Mensch zu Mensch ein ankündiger, ein unvergeßlicher, zukunftsstrahlender Klang, vor dem das Geschwätz verstummt, die Heuchelei und die Feigheit, in dem sich die Weiber straffen, als wären sie berührt von einer Zaubergewalt, die in die Höhe reißt und den Marsch der Kolonne mit unsichtbaren Fittichen geheimnisvoll beschwingt. Ueber den Rücken des Berges, der sich schier freundschaftlich in sanftem Bogen wölbt, gleichsam ein Begleiter und Helfer einer Jugend, die ohne Schwärzerei und wohlfeile Nebenarten, aber auch ohne Berechnung und Erklagen geschäftstüchtiger Mäher, sondern mit sicherer Haltung einer nicht nur gesprochenen, nein, auch gelebten Idee, unbeflehtlich



Gebirgsbataillon auf dem Marsch

Aufnahme: Scherl

und unbetrügerlich ihre mühsame Bahn verfolgt, in dem mählich verflöschenden Tag.

Dunkler schon dehnt sich der Wald rundum die Hänge hinab, ein lichtaufstehendes Weisen, das uns mit regloser Wucht von allen Seiten erwartet. Der Hauch des Abends weht mit einer betörenden Milde feinmaschiges Gespinnst über die Fluren und Felder, in Schluchten haust blauschwarzer Schatten und Schatten fallen schräg über die graue Straße. Doch auf den Kuppen lagert noch Abglanzsonnenglanz, ein alihendes Gelächter, wie es zuweilen alte Narben haben, und fern von uns, im Westen, jenseits des Hie und da silbern erblitzenden Stroms, dort, wo der Blick auf die Grenze des wolkenlosen Himmels wie auf die scharfe Schneide einer Wiesenwaffe stößt, verglößt ein letztes Schwelen hinter den schwarzen Vögeln. Stropfen um Stropfen unserer Väter steigen durch die berauschte Nacht, zu Baum und

Strand und Fels, verhängen sich in den Kronen, wo sie der Wind erfasst und weiter und weiter mit orgelndem Ungeklum trägt; über das deutsche Land. Bis aus der Finsternis die Ruinen der Burg Landeck unter den Sternen enttauchen.

Eine Kolonne feiert — nicht anders wie sie marschierte, nicht anders wie sie sang. So haben sie sich versammelt, die ohne Schminke sind, die jede falsche Maske wie einen nichtswürdigen Tand in das prasselnde Feuer des Scheiterhaufens warfen. Der über Wall und Abgrund vor gährender See lobert, der nunmehr ihre Gesichter zur andächtigen Stunde in Wirklichkeiten erhellt, wie sie geworden sind, mit Falten zwischen den Brauen, mit Kerben auf der Stirn und um den Nierenfalten und doch so herben Mund. Aus Fetten, da sie im Duale und Dröhnen ihrer Schlachten für immer gezeichnet wurden von einer rasenden Faust, da kein Be-

trag, keine Lüge, kein Dünkel und kein Geld mehr eine Geltung hatte vor dem Befehl der Probe, das für Grimassen und Phrasen unempfindlich war und ohne Feilschen und Zwickeln den Lumen vom Ritter schied. Da im Verhängnis des großen Untergangs und eines noch größeren Dienstes sich unter blutigen Wehen der große Wandel gebar, der durch die Jahre wuchs mit unaufhaltsamer, leidenschaftlicher Fügung, durch Jahre einer unermesslichen, unsagbaren Not, der neue Geist, der von den Männern der Front zu Jünglingen und Knaben gleich einer Flamme sprang und auch aus den Augen des Jüngsten in unserem aufrechten Ring uns trahlend entgegenstrebte im Schein unseres nächstlichen Brandes. Dann, wenn der Wind in unseren Scheiteln wühlte, dann wenn die Fledermaus flattert oder die Gule schreit, dann tauchen wir wohl den Blick mit diesem oder mit jenem, und jedesmal, da ist es wie ein Rächeln, das kommt und vorüberhust und wieder im Ernst verflucht und im Erlebnis dessen, was wir durch knisternde Hölzer, durch Funkenflug und leises Brausen hören.

Denn wie das Gesicht des deutschen Menschen, nicht ohne triftigen Grund, in dieser Feter ist, so sind auch seine Worte, die einer von uns spricht, einer aus Oesterreich, mit seiner dunklen, etwas verhaltenen, etwas zögernden Stimme. Als sei das wenige, das von der Trauer und von der Zuversicht tönt, das wie ein Raunen und Flüstern vergangener Geschlechter um ihre Sendung und Berufung ist und von den Träumen, Sehnsüchten und Verzerrungen nach einem Reiche atmet, als sei dies nichts denn ein Gebet, das dieses Reich erlehrt.

Noch starren wir in die Glut, wie wir schon so oft gestarrt, an manchem Feuer, das uns mit Rauch umhüllte, daß wir mit unseren Händen die Lider wischen mußten.

Dann schreiten nur noch Posten vor Zelten auf und ab, vorbei an verfallenen Mauern, um die sich der Eisen rankt und deren zerbrochene Zinnen im Licht des Mondes schimmern; schwarz stürzen ihre Schatten in den Schlaf.

Doch morgen wird die Sonne wieder scheinen!

Doch morgen wird die Kolonne wieder rund um den Fahnenmast stehen, eine Kolonne der Jugend, die feiner so schnell vergißt.

Wolf Justin Hartmann

An mein Regiment

Von Karl Brüger

Feldgrau von Haupt zu Füßen,
ein Zweiglein vorgesteckt,
von Wünschen und von Grüßen,
von Liebe ganz bedeckt —
Blond und in braunen Haaren,
zur Seite scharfen Stahl:
So sind wir ausgefahren,
dreitausend an der Zahl.

Dann sind wir vorgeschritten
bei Tage und bei Nacht
und standen bald inmitten
der Lothinger Schlacht.
Oft haben wir gelegen,
wo Eisen traf und Blei.
Es ging der grause Segen
nicht immer glatt vorbei.

So viele sind gegangen
auf Nimmerwiederkehr —
so viele sind gegangen —
dreitausend und noch mehr!
Doch wo auch einer liege,
sein totes Antlitz spricht:
Der Mann zählt seine Siege,
doch seine Wunden nicht.

Steinzeitliche Hofergräber in Efringen

Von Friedrich Ruhn, Lörach

Vor kurzem konnten durch die staatliche Denkmalpflege in Efringen mehrere Bestattungen der jüngeren Steinzeit geborgen werden, die für die Besiedelung Oberbadens sehr aufschlußreich sind. In der Straße nach Röhren wurden fünf für den Neubau von Herrn Huber-Bürgin eine größere Schale und menschliche Knochen aufgedeckt. Erfreulicherweise wurden die Arbeiten unmittelbar bei der Fundstelle fortgesetzt eingeleitet und Meldung an das Bezirksamt erstattet, so daß noch am gleichen Tag mit der Bergung durch den Sachverständigen begonnen werden konnte. Bei der vollständigen Aufdeckung des angelegten Sektors trat, etwas tiefer liegend, eine weitere Bestattung zutage. Die beiden Toten waren in Hockerstellung beigesetzt worden, beide eng aneinandergeschmiegt, auf der rechten Körperseite liegend, wie zwei Schiffe, und zwar so, daß die untere Bestattung von der oberen zum Teil überdeckt war. Da der Boden der Fundstelle sehr kalkreich ist, hatten sich die beiden Skelette ausgezeichnet erhalten. Das untere war noch vollkommen unberührt, während das obere bei der Aufgrabung etwas beschädigt worden war. Der Kopf beider Bestattungen lag im Süden mit Blick nach Osten, die scharf angezogenen Beine im Norden. Nachdem das obere Skelett gehoben worden war, traten hart am Rücken, aber tiefer liegend, noch zwei hierliche Köpfe mit denkwürdigen drei kleine Feuersteinwerkzeuge hervor. Die Grabgrube, in die die beiden Toten gelegt worden waren, hatte eine Länge von 1,85 Meter und eine Breite von 1,40 Meter. Sie war nur 85 Zentimeter tief.

Während das erste Grab noch untersucht wurde, trat an einer anderen Stelle der Grabgrube ein weiteres zutage. Es wurde genau in derselben Weise wie das am Tag vorher angelegte; zuerst wurde das Becken und eine dort befindliche Schale von der Epithode getroffen. Auch dieses Skelett war verhältnismäßig gut erhalten. Ebenso war die Lage ganz dieselbe wie bei den ersten Bestattungen. Der Grabhohl war 1,15 Meter unter der Oberfläche, ging also etwas tiefer.

Es sei gern darauf hingewiesen, daß der Bauunternehmer, Herr Huber-Bürgin, die nicht unerhebliche Behinderung, welche die Bergung der Gräber seinen Arbeiten verursachte, mit viel Einsicht hinnahm. Von Herrn Bürgermeister Bauer und von der Familie des Gemeinderats Kiefer wurde der Denkmalpfleger in jeder Weise unterstützt. Sehr schätzenswerte Hilfe bei der Arbeit leistete auch Herr Hauptlehrer Glaser. Weniger fördernd war die große Zahl der Neugierigen, welche die nahe an der Straße gelegene Fundstelle fast dauernd umlagerten. Es mußte einigemal zu recht drastischen Mitteln gegriffen werden, um die Leute, und namentlich die Jugend, zum Weitergehen zu veranlassen. Gern wird jeder Leser einer Grabung denken, die aus einem inneren Wissensdrang kommen, bei geeigneter Gelegenheit Rede und Antwort stehen, wenn er darum angegangen wird. Vorgeschiehtliche Kunde treten fast immer dann zutage, wenn niemand daran denkt. Die Wissenschaft ist darum auf die verhältnismäßig kleine Zahl der breiten Masse der Bevölkerung geradezu angewiesen. Wer schon einer Grabung beigewohnt hat, dem ist klar geworden, daß es niemals Aufgabe des zufälligen Finders vorgeschichtlicher Spuren sein kann, die Gegenstände zu bergen. Das ist eine Arbeit funder, aber tagelanger angepannter geistiger und körperlicher Tätigkeit, die dem geschulten Fachmann überlassen werden muß. Die größte Förderung, die man ihm zuzuwenden kann, besteht darin, daß die Fundstelle möglichst unberührt gelassen und dem Bürgermeisteramt Anzeigenerstattet wird, das diese an die zuständige Stelle weiterleitet.

Die Funde von Efringen stammen aus der jüngeren Steinzeit. Dieser Abschnitt der menschlichen Kulturentwicklung erhielt sein Hauptgepräge durch verschiedene Bauernvölker, die in den einzelnen Teilen Europas siedelten. Zu diesen gehören auch die Pfahlbauleute an den Seen des Boralpgebietes. Entsprechend ihrer wirtschaftlichen Betätigung setzen diese Leute vor allem in den fruchtbaren und waldarmen Südgebietern. In diese jungsteinzeitlichen Bauern schoben sich andere Völker, die keine festen Wohnsitze hatten, sondern als Viehzüchter und Jäger oder als Händler umherzogen. Diese Leute mieden die fruchtbaren Südgebiet und siedelten auf den Höhen und auf den Schotterterrassen der Flüsse. Ein solches Volk, dessen Heimat in Spanien zu suchen ist, setzte sich gegen das Ende der jüngeren Steinzeit, also vor rund 4000 Jahren, nach Mitteleuropa in Bewegung. Erhalten sind uns nur ihre Gräber, von ihren Siedlungen wissen wir wegen ihrer wandernden Lebensweise nichts. Es handelt sich meist um Hockergräber mit Beigefäßen, die die Form einer umgekehrten Glocke haben, weshalb man diese Leute als Glockenbestatter bezeichnet. Mit diesem Volk aus dem Südwesten Europas kam die erste Kenntnis eines Metalles zu uns. Unter den Beigaben ihrer Gräber finden sich gelegentlich Schmuckgegenstände aus Kupfer. An Hand der Fundstücke können wir feststellen, daß sie auf zwei Wegen zu uns kamen. Ein Zug kam von Spanien nach Frankreich und zog westlich von den Vogesen längs der Mosel an den Mittelrhein. Die Gefäße dieser Gruppe sind mit ringförmig umlaufenden Wändern verziert, die durch unverzerrte Zwischenräume getrennt sind. Man bezeichnet diese Form auch als Sonnenferamik und ihr Träger als Sonnenbestatter. Ein anderer Wanderzug ging von Spanien über Sardinien nach Italien und von dort über den Brenner nach Bayern an die Donau und an den Oberrhein. Es ist ganz natürlich, daß die letzte Gruppe auf ihren Wanderungen mannigfachen anderen Kulturereignissen ausgesetzt war. So unterscheiden sich ihre Gefäße von denen der mittelhessischen Gräber zwar nicht in der Form, jedoch fehlen bei den Glockenbestattergruppen zwischen Oberrhein und Donau, deren stichtliche Ausläufer bis Budapest gehen, im allgemeinen die Verzierungen. Auch in ihrer rassistischen Zusammenfassung müssen diese Leute fremde Bestandteile aufgenommen haben. Während die mittelhessische Gruppe, die sich bis zur Weichsel vorgeschoben hat, kurzschädelt aufweist, hat die Donaugruppe Langschädelt. Auch die Efringer Toten gehören dazu.

Es hängt mit der unstillen Lebensweise der Leute zusammen, daß Glockenbestatter bei uns selten sind. Die Efringer Funde stehen jedoch in Oberbaden nicht vereinzelt da. In nächster Nähe, auf Gemarkung Röhren, wurde in den Jahren vor dem Krieg beim Graben nach Kies ein Glockenbestatter gefunden. Dieses Gefäß wurde durch

Pfarrer Schmidt in Röhren gerettet, die näheren Fundumstände sind nicht bekannt. Ferner wären noch anzuführen drei Gräber, die im Jahre 1930 durch eine Kiesgrube in Feldkirch bei Staufen angeknüpft wurden. Somit sind Glockenbestatter verhältnismäßig selten. Es dürften in Baden deren kaum ein Dutzend sein.

Die Glockenbestatter setzten ihre Toten zumeist in Hockerstellung bei. Nach dem Tode wurden der Leiche die Beine zusammengebunden. Wenn das nach Eintritt der Leichenstarre erfolgte, mußte dazu große Gewalt angewendet werden. Dieser Fall scheint in Efringen vorgelegen zu haben, da bei der Bestattung des zweiten Grabes der Gelenkkopf des linken Oberarmes außerhalb der wohl erhaltenen Gelenkspanne lag. Die Sitten der Hockergräber kommt schon in der frühesten Zeit der Menschheitsgeschichte vor, ist dann häufig schon in der jüngeren Steinzeit und nachfolgend während des Neolithes und Bronzezeit. Verschiedene Gründe mögen dazu geführt haben. Vielleicht liegt eine Angleichung an die natürliche Schlafstellung des Menschen vor. Wahrscheinlich ist auch der Gedanke der Rückgabe des Toten an die Mutter Erde in der Stellung, die er im Mutterleib gehabt hat. Möglich ist auch, daß man sich in feinem Gelände

die Arbeit der Anlage einer großen Grabgrube, wie sie für eine Leiche in gestreckter Lage nötig ist, ersparen wollte. Da Hockerleichen auch innerhalb von Wohnplätzen ihrer Angehörigen beigesetzt wurden, mag es notwendig gewesen sein, Platz zu sparen. Die größte Wahrscheinlichkeit hat jedoch eine andere Annahme für sich, da sie sich darauf stützt, daß bei Völkern auf niedriger Kulturstufe Hockerbestattungen heute noch üblich sind aus Furcht vor einer Wiederkehr des Toten, der den Lebenden Schaden bringen kann. Der Vampyrglaube ist nichts anderes als die Furcht vor dem Wiedergänger, vor dem blutigen, blutleuchtenden „lebenden“ Leichnam. Die Volks- und Völkerkunde kennt zahllose Sagen und Bräuche zur Vannung der Toten, z. B. Zusammenbinden, Köpfen, Pfählen, Durchbohren, Nageln, Verkübeln der Leichen und getrennter Beisetzung der einzelnen Teile. In Griechenland wurde noch in homerischer Zeit die Sitte geübt, die Leichen in Tonfässern zu begraben, wie sie zur Aufbewahrung von Öl verwendet wurden. Selbst aus dem 20. Jahrhundert wird aus Deutschland ein solcher Fall berichtet. Im Jahre 1901 sei in Nichtenhain bei Sena die Leiche eines Jagabunden über Nacht ins Spritzenhaus gebracht worden. Am anderen Morgen sei sie mit Strohsackeln an Armen und Beinen verschürzt gewesen. Die Täter hätten als Grund angegeben, „dem Kerl das Herumtreiben endgültig auszutreiben“. Wenn auch die Totenfurcht die häufigste Ursache für das Begraben in Hockerstellung gewesen sein dürfte, so ist das nur ein Wahrscheinlichkeitsbeweis, denn Reste von Fesseln hat man bei Hockerleichen noch nie gefunden, was auch nicht zu erwarten ist, da solche Spuren erhalten sind, sind noch keine Hockerleichen gefunden worden.

Wenn in einem Grab besonders zahlreiche und wertvolle Beigaben gefunden werden, mag auch der Gedanke

mitgewirkt haben, den Toten günstig gegen die Weiterlebenden zu stimmen. Allerdings wird der Grundgedanke dieser Sitten einen anderen Ursprung haben. Schon sprachliche Gründe weisen dazu hin. Denken wir daran, daß „Bestatten“ zusammenhängt mit „Aussatten“, also jemand etwas geben, worauf er rechtlichen Anspruch hat. Die bei den Germanen und Franken bis in die christliche Zeit hinein geübte Sitten, den Toten in irdenen Gefäßen Speis und Trank mit ins Grab zu geben, dazu dem Mann sein Heergerät, sein Gewand, seine Werkzeuge, Waffen und das geliebteste Hieb, der Frau die Gerade, ihren Schmuck, Kleider und Arbeitsgerät, beruht auf dem nachweislichen Gedanken, daß diese Dinge strenges Privateigentum des Besitzers auch nach seinem Tode bleiben, das er im andern Leben braucht.

Die Sitten, den Toten mit Beigaben auszustatten, ist uralte; sie wurde schon von den Menschen der Eiszeit geübt. Auch aus der Völkerkunde wissen wir von diesem Brauch, der ein Teil der religiösen Ideen eines Volkes ist. Sehr anschaulich schildert das Schiller in „Des Nardweisers Totenfeier“:

Bringt her die letzten Gaben,
Stimmet an die Totenlag.
Alles sei mit ihm begraben,
Was ihn freuen mag.

Leit ihm unter's Haupt die Weisr
Die er tapfer schmang.
Auch des Vaters letzte Keule,
Denn der Weg ist lang.

Farben auch, den Leib zu malen
Stecht ihm in die Hand,
Daß er rötlich möge strahlen
In der Seelen Land.

Oberbürgermeister Wolff und das Rastatter Badhaus

Von Fritz Wolff

Mit besonderer Freude und einer gewissen Besinnung denke ich an meine frühesten Jugendjahre, wenn ich an die Eltern bei Tante Vene im „Badhaus“ die bunte Welt der Dinerer sehen durfte. Diese Tante Vene war gleichzeitig die Schwester des letzten Badwirts Emil Götterger, meines Vaters, und der ersten Frau meines Vaters. Die Chronik des Badhauses, das viele Rastatter Zeitgenossen vielleicht nur noch unter dem Namen des Gasthauses zum Großherzog kennen, stellt ein gut Teil aller Rastatter Vorgeschichte um die Wende des 18. Jahrhunderts dar. Es lohnt sich daher schon, einige Worte hierüber zu verlieren, da die Geschichte eines gewissen Humors nicht einbezieht und zeigt, wie ein moderner Mann es in der damaligen Zeit durch Fleiß und Tüchtigkeit zu etwas bringen konnte.

Im Jahr 1780 erblickte der Erbauer des Badhauses, Johann Wolff, das Licht der Welt. Er ergriff zunächst den Beruf eines Bäckers, bei seinem Vater hatte er außerdem die Bierbrauerei erlernt. 1794 riefte er an den Markgrafen ein Gesuch um die Genehmigung zur Errichtung einer Bierbrauerei in Rastatt. Er gibt dabei an, daß er für das künftige Militär fünf Jahre hindurch Kommissariat gehalten habe, während des Krieges als Oberbäckereimeister angestellt gewesen sei und nun auf weitere acht Monate auf die Weimühle bei Rehl eingezogen werden solle. Da aber während dieser Zeit „seine Bekleidungsstücke, sowohl als auch sein gürtelband gänzlich in gerüttelt kommen würde“, bittet er dieser Stellung entlassen zu dürfen. Um seinem gürtelbanden und Landesherren weiter ein nützlicher Bürger und Untertan sein zu können, sei er willens „sich ganz auf die so nützliche als ehrenbringende Bäckerei zu legen und Bier ins Kleine zu brauen.“ Dieses meinte er in seiner Vaterstadt Weidertadt erlernt. Die Genehmi-

gung wurde ihm erteilt und der Bau ausgeführt. Ein Gutachten des Oberamts und der Amtskellerei besagt, daß die Brauerei gut, jedoch kostspielig eingerichtet und von Steinen aufgeführt sei, „so allerdings lobenswert aller Feuergefahr vorgehoben werde, wie denn auch die sonstigen Verhältnisse und Arrangements ohne Wolff als einen sorgfältigen und emsigen Mann auszeichnen. Das nun hergestellte Bier kam immer für einen guten Trunk passieren und zeigt, daß derselbe des Bierbrauens fundig.“ Die Kosten beliefen sich auf 2400 Gulden, und wurden im ersten Jahr 140 Dehnlie an groß und 90 Dehnlie im Hause verzapft.

Mit dem Bierbrauen allein gab sich jedoch der rastlos tätige Mann nicht zufrieden. Er bittet um Genehmigung zur Errichtung eines Bades und dankt für den Consens im Jahre 1805 mit folgenden Worten: „daselbst ist bereits so weit gebiehn, daß sich dessen sechs Personen zu gleicher Zeit bedienen können und der Gebrauch desselben auch schon bei einigen die glücklichsten Folgen gehabt hat, so daß a. B. der Uhrmacher Schmidt darüber seinen beinahe ganz gelähmten Arm nun wieder vollkommen gebrauchen kann, und mehrere rheumatische Umstände von anderen gehoben worden sind, daß auch Auswärtige, deren sich wirklich bereits zwei Personen hier befinden, darin aufgenommen, logiert und demiriert werden können.“

In einem Bericht an die großherzogliche, hochpreussische Regierung im Jahre 1805, hören wir von weiteren Erfolgen der Rastatter Badkuren: „Kurmäßige Wadaächte besaßen sich hier 66, darunter 16 aus dem Oberamt, 11 Fremde, die zum Teil in hiesigen Wirtschaften logierten. Ueber die Heilerfolge muß der Bericht zu sagen: Soldat Gahrlich hat durch einen erlittenen Beinbruch eine so große Schwäche und Entkräftung, daß er mit zwei Krü-

ken kaum vor Schmerzen hat gehen können, nach 14-tägigem Gebrauch legte er Krücken und Stoch ab; Sergeant Dürr, Nervenschwäche, wurde in vier Wochen geheilt, daß er — bis Ende März, wo er starb — seinen Dienst wieder verjah.“

Im Jahr 1811 erhielt eine von Stadtphysikus Dr. Germann und Stadtphysikus Haug verfaßte Broschüre: Heilsame Wirkung des Kurortes, beobachtet in dem Wolffischen Badhaus zu Rastatt. Aus ihr entnehmen wir: „Die Badenanstalt verdient ärztlicher Berücksichtigung und öffentlicher Bekanntmachung. Mehrere durch den Gebrauch des erwärmten Kurwassers erfolgte merkwürdigen Kuren rechtfertigen das Unternehmen. Die Bestandteile des Kurwassers, welches eine große Strecke gebirgiger, mit Mineralien gesättigter Erdschichten, die oft mit den Wurzeln verschiedener Heilkräuter, mit Gummi oder Harzarten durchdrungen sind, besticht, soll eintreffens chemisch untersucht werden.“ Es folgen weitere Beispiele erfolgter Wunderheilungen.

Zwanzig ist Johann Wolff Oberbürgermeister der Stadt Rastatt geworden, er erludt 1818 um Schildegerechtigkeit auf sein Badhaus und um unentgeltliche Pflanzung von Brennholz für seine Badenanstalt. Johann Wolff, öffentlich mit der Civildienstmedaille dekoriert, „Person“ schreibt darin: Euer Königliche Hoheit möge geruhen das von höchstberühmten Herrn Großvater, dem Herrn Großherzog Karl Friedrich gottseligen Andenkens mir so väterlich gegebene Fürstentum nunmehr in die Wirklichkeit zu setzen, mir das Recht zur Führung einer ununterbrochenen Wirtschaft, dann zum bleibenden Denkmale solch gegebene, höchsten Fürstentums die Schildegerechtigkeit „zum Großherzog“ in Gnaden erteilen, um damit die heilige Wiege des vormaligen Kurfürsten und Meisters deutscher Regenten auch unter dem Boden noch ehren zu mögen. „Im Falle der unentgeltlichen Pflanzung von Holz verpflichtet sich Wolff alle Jahre einen Monat lang sechs Arme das Bad kostenlos benutzen zu lassen, die Gebäude zu vergrößern und „Badstüber“ zu vermehren.

Die ersten Werke Beethovens

Mannheim und Speyer als Verlagsorte seiner Jugendwerke / Von Friedrich B a s e r

Wenn wir von Beethovens op. 1, den drei Trios für Klavier, Violine und Cello sprechen, so vergessen wir nicht, daß diesem op. 1 eine große Zahl früherer Jugendwerke vorausgegangen war, die unser größtes Interesse erregen müßten. Kann man doch hier wunderbar das erste Keimen und Knospen seiner ungewöhnlich frühreifen Schaffenskraft verfolgen. Zudem fällt der Erscheinungsort dieser ersten Kompositionen auf: Speyer und Mannheim. Es waren merkwürdige Umstände, die es zuwege bringen konnten, daß diese eigentlichen Werke op. 1, 2, 3, im in Pfälzer und Speyerer Verlagen herauskamen. Es möge verschiedene Gründe gegeben haben, weshalb sie nicht in seiner Heimatstadt Bonn am Rhein erschienen. Die in den 1780er Jahren schon bedeutlich blühende Wunderkinderlei verleitete den Vater, seinen kleinen Ludwig meist um ein oder mehrere Jahre jünger anzugeben, als er in Wirklichkeit war. Die kleine modische Schwärze ist uns mehrfach besungen. Gleich auf seinem ersten Werk, den 9 Variationen für Klavier in c-moll, wird er auf dem modischen französischen Titelblatt „agé de dix ans“ (zehn Jahre alt) eingeführt, obwohl er damals (1782) schon mit Ehren zwölf Jahre alt geworden war! Dies hätten die Einheimischen, wäre das Werthen in Bonn erschienen, zu leicht berichtigen können; so erliefen denn dies op. 1 unserer größten Tonkünstlers in ... Mannheim bei Göt. Der Lehrer des jungen Beethoven, der auch als Komponist achtbare Reife, ein mutiger Kämpfer gegen modische Beeinflussung deutscher Musik durch Italiener und Franzosen, wollte offenbar durch solch frühe Drucklegung des Erstlings unseres kleinen Ludwig seinen Schaffensdrang anfeuern. Daß auch der reife Beethoven nicht gar so leicht von seinen ersten Variationen dachte, darf daraus geschlossen werden, daß er sie im Jahre 1808 in Wien bei Hofmeister wiedererschienen ließ.

Gleich sein zweites Werk reißt in das große Gesamtwerk hinauf, das der Meister später selbst als ergabnest anerkannt und als op. 33 aufgenommen: die 7 Bagatellen für Klavier. Weiter kommt aus diesem Jahre 1782 eine ungedruckte Fuge, die wohl seinem frühen Studium Bachs zu verdanken ist, zu dem ihn Neefe anleitete.

1783 folgten drei Sonaten für Klavier, die in Speyer in Nath Bohlers Verlag mit einem sehr schicklichen Bindungsornament herauskamen, in dem der Name verifiziert, daß er die Muse liebgewann, und sie wohl auch ihn für eine beliebte Sammlung, die „Speyerische Blumen-

lese“, mußte der vierzehnjährige einen Brevettext komponieren, der selbst für den Verbaunungsapparat eines Ermanchen eine harte Probe gewesen wäre: „Noch weißt du nicht, was' Kind du bist. ...“ Im gleichen Jahre 1784 erschien das Rondo für Klavier in A-Dur, ebenfalls in der „Speyerischen Blumenlese“. Das Konzert für Klavier der op. 1, das die Vorläufer seiner gewaltigen späteren Klavierkonzerte, wurde nicht gedruckt, seine damaligen drei Quartette für Klavier, Violine, Violine, Bratsche und Violoncello aus dem Jahre 1785 erschienen erst nach Beethovens Tode (1827) bei Artaria in Wien.

Alle diese Werke tragen den Stempel des jungen, rheinischen Ludwig von Beethoven und erschienen fast alle in rheinischen Städten, wie Speyer und Mannheim. Wir haben uns zu sehr daran gewöhnt, diesen Beethoven der ersten zwei Jahrzehnte seines Lebens (1770-90) über den späteren Wiener Meister zu vergessen, der freilich dort in der alten Kaiserstadt die Höhepunkte und den tragischen Abstieg seines Lebens erlebte und erst dort im Brennpunkt des allgemeinen Interesses stand.

Dennoch waren seine beiden rheinischen Jahrzehnte in Bonn grundlegend für seine ganze Denk- und Stilrichtung. Bis an den Rhein stützten aus dem nahen Westen die alles zerstörenden Wogen der französischen blutigen Revolution herein, nachdem schon in den 1780er Jahren der ihnen voraussetzende Geist der „Aufklärung“ und des Nationalismus am Rhein schneller wirksam wurde, als anderswo in Deutschland. Aber sogar für den musikalischen Stil Beethovens wurden hier Einflüsse wirksam, die wir bis in seine Oper „Fidelio“ hinein verfolgen können. Im Jahre 1787 reiste er, ein Siebzehnjähriger, zum ersten Mal nach Wien und lag hier die für ihn neue Luft des aristokratisch-gemäßigten Lebensalters an der Donau ein, die ihm für sein ganzes weiteres Leben seit 1792 zweite Heimat werden sollte. Zurückgeführt von dieser ersten Reise nach Wien, deren Ursache und Hintergründe nicht mehr zu ermitteln sind, komponierte Beethoven noch in Bonn 1789 sein „Präludium durch die 12 Dur-Tonarten“ und seine „Trauertantate auf den Tod Josephs II.“ (1790), die ungedruckt blieb, aber aller Wahrscheinlichkeit ein wichtiges Aufkühlungsband für ihn wurde, als er bald darauf nochmals nach Wien fahren konnte, um hier gründlicher Fuß zu fassen. Dennoch blieb er zeitweilig mit seinen rheinischen Freunden, besonders den Bonner Familien von Breuning und Wegener, in herzlichster Freundschaft verbunden.

Ueber seinen Bürgermeistertien 1806-1820 ist zu berichten: Im Jahr 1814 reichte er sein Entlassungsgesuch ein, mit dem Hinweis, daß seine früheren Vorstellungen um Entlassung mit der Begründung zurückgewiesen worden seien, daß in den Kriegsjahren kein Ortsvorstand seine Entlassung bekommen könne. Er schreibt darin: „nun aber der Krieg vorüber bin ich 56 Jahre alt und glaube, daß ich in den langwierigen Kriegsjahren meine Schuldigkeit, insofern als möglich geleistet habe. Ich sehe, daß ich durch meine Vorkaufsloft nicht mehr nützen kann.“ Tags darauf teilt ihm das Landamt mit: „man habe bisher noch niemals Ursache gehabt, mit seiner Dienstführung unzufrieden zu sein, sondern mit Vergnügen sowohl seinen rechtlichen Sinn, als Eifer für das gemeine Beste erkennen, daher man auch ferner niemals einen anderen Mann gewinnen, der brauchbarer als er wäre. Man hoffe und wünsche, daß das Uebel, das ihm bei der Pferdeauswahl zugefallen, vorübergehend sein werde. Uebrigens könne man nicht umhin, ihn darauf aufmerksam zu machen, daß es seiner Ehre nachteilig wäre, in diesem Augenblick von seinem Posten abzutreten, wo er für das allgemeine Beste manches Gute noch zu vollenden habe, in dem zu jeder anderen Zeit ein weit Ungeschickterer als er zu sein vorgäbe. Oberbürgermeister sein könne, deshalb lasse man sein Gesuch, in dem Bewußtsein, daß sein Ehrgefühl und guter Sinn für das Allgemeine nicht gestatten werde, ein zweites nachzuschicken, zu den Akten legen.“

Nach vielem Hin und Her legte er 1820 sein Amt nieder, 1825 schloß er die Augen, sein Grabstein auf dem alten Friedhof ist noch vorhanden. Die Grabchrift ist längst verwittert, doch heute noch, nach 100 Jahren, ehrt die Stadt Rastatt an Allerheiligen sein Gedächtnis.

Beim Tod seiner Witwe, Genoveva, Tochter des Adelswirts Götterger in Ulm bei Eichtenau, ging das Badhaus nach einem Erbverleib mit dem Tochtersohn aus erster Ehe an die Familie Götterger über, in deren Besitz es noch weitere zwei Generationen verblieb.

Mag uns heute das hohe Alter, das die vorstehende Chronik von unserer Burg singt als bombastisch erscheinen, ich habe das kleine Flößchen unendlich lieb, es war der Spielgefährtin meiner Jugend, glühend trug es sein fröhliches Wasser an meinem erlernten Hause vorüber, brodelnd wälzte es brauvorte Fluten bei plätscherndem Schneefeld. Jeder Zug hauchte mich der Schilme über die Ankerbrücke, ich sah dem Fockellen- und Nachsänger an, der Eisprungung an der Brücke und daso begrüßten wir die Flöße, die mit großer Geschwindigkeit die großen Kolklose durch die Pfeiler lenkten. Wie anders ist heute alles!

Das neue München



Ein Besuch bei den Großbauten der Partei am Münchner Königsplatz

Von unserem nach München entsandten Schriftleiter Fred Feetz

Und wirklich, so ist München: auf dem äußersten rechten Gleis der weiten Bahnhofshalle stehen die neuen schmucken Triebwagen, die uns nach Garmisch führen wollen, und hundertstimmig drängt die Menge zu den Schaltern; dahinter aber gurren in Scharen Taube und Lärchen und trappeln fröhlich bis an die fauchenden Ungetüme heran. Dies eben ist München: die gemütvolle Weltstadt. Und die Trams fahren genau so schnell wie in Berlin und die weißbespannten Schupos haben genau so viel zu tun wie in jeder großen und verkehrsreichen Stadt; alles aber vollzieht sich hier auf eine beruhigende und gemütslich-flotte Weise, so daß selbst der

Auf eine vielleicht nur für den Fremden sofort erkennbare Weise ist diese Stelle, an der vor nunmehr bald 12 Jahren das erste Mal für Deutschlands Befreiung aufgedeckt, zum neuen Herzen der Stadt München geworden. Hier treffen sich all die verchiedenen Ader, in denen das Herzblut dieser lebensfrohen und farbenreichen Stadt fließt. Das heiße Leben der Innenstadt trifft hier auf das erste Mal der weislichen Gartenstadt, die im Hofgarten den ersten Wirttrupp des englischen Gartens hier bis in die Stadtmitte entsendet. Hier münden die engen Gassen der Altstadt und finden sich wie Wähe in dem geraden mächtigen Strom der Triumphstraße König Ludwigs zusammen. Hier mündet recht eigentlich auch jener innere Ring der Stadt, der innerhalb der Brücken an den verchiedenen alten Toren vorbeizieht. Und hier beginnt die filloole Brennerstraße ihren Lauf und führt uns gerademwegs zu jenem zweiten München der Schönen Künste und der Wissenschaften, das im Norden der Stadt unter der kunstverhändigen Hand der Fürsten emporwuchs und das jetzt seine Kränzung und seinen neuen Mittelpunkt erhalten soll in jenen Bauten, denen unser kurzer Münchner Besuch recht eigentlich galt: im Führerhaus der NSDAP und dem Verwaltungsgebäude der Partei.



Paul Ludwig Troost

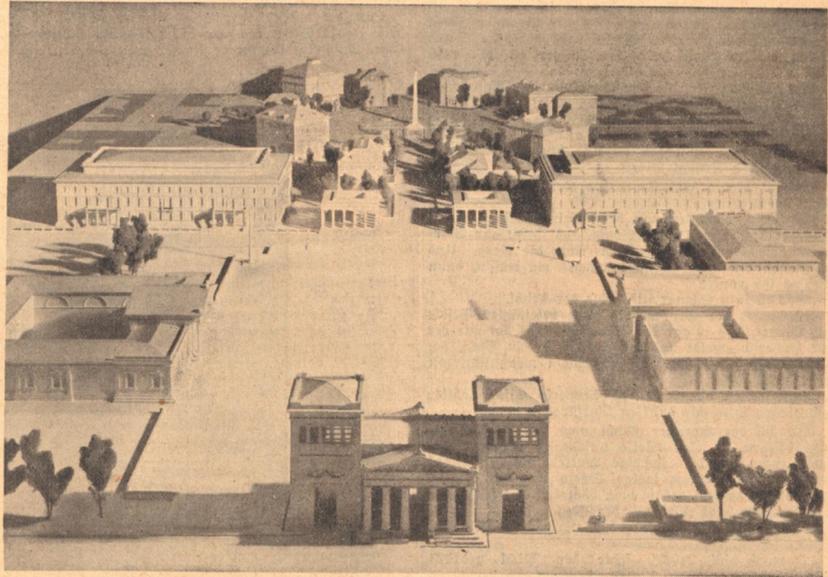
der im vorigen Jahr verordnete Architekt, schuf neben anderen großen Werken auch die Pläne für die Neugestaltung des Königsplatzes und für das Haus der Deutschen Kunst in München.

(Führer-Archiv)

Weg vom Stachus bis zum Hfartor — wo doch die Bogen des Verkehrs wild bis an die Türme der Frauenkirche branden — zu einer Art Spaziergang wird. Glückliche Stadt glücklicher Temperamente!

Ob man am frühen Morgen hier ankommt oder spät am Abend, der erste Weg führt den schaulustigen Fremden ganz von selbst die Prielmayerstraße entlang, am stumm mahnenden Justizpalast vorbei und durch das weite Karstör ins Herz des alten Münchens hinein. Doch über allen Häusern ragen die Türme der Kirchen wie

Der Königsplatz zu München ist schon seit nunmehr bald 100 Jahren ein Schmuckstück der Stadt. Damals schuf Leo von Klenze im Auftrag seines kunstsinnigen Königs die arten und doch monumentalen Bauwerke neoklassizistischen Stils, die diesem Platz sein eigenartiges Gepräge geben: Die Glyptothek mit ihren schlichten ionischen Säulen, die etwas reicher verzierte mit korinthischen Kapitälchen versehene Staatsgalerie und zwischen beiden, gewissermaßen als Eingangspforte zu diesem Platz, die Propyläen. Ob und wie eine Fortsetzung des Platzes nach Osten zu, zur großen Arcisstraße und zum Karolinenplatz gedacht war, entzieht sich unserer Kenntnis, bis heute blieb der Platz jedenfalls unvollendet. Bis Adolf Hitler, der, selbst kunstsinniger Baumeister, aus dem in der Arcisstraße gelegenen „Braunen Haus“ heraus die Unvollendetheit dieses Platzes schmerzlich erkannt haben mag, den Befehl gab, den großen Ring zu schließen, den sichtbaren äußeren Ring dieses Platzes und damit zugleich den unsichtbaren geistigen Ring, der von der höchsten geistigen Schöpfungsperiode des Altertums in unsere zu neuem Aufbruch bereite Zeit reicht. Und die Idee Adolf Hitlers fand ihre Verwirklichung in den Plänen eines Mannes, der allzufrüh von uns gegangen ist: Paul Ludwig Troost schuf neben vielen anderen gro-



Der künftige Königsplatz in München

Modelle: Mittler Troost

und Empfangsräume sowie ein großes Restaurant, an der Mitte aber erhebt sich der Aufgang zum gewaltigen Kongreßsaal der Partei, der in einer Größe von 27x23 Metern amphitheatralisch sich aufbaut und für 700 Personen Platz bietet. Hier werden in Zukunft die großen Zusammenkünfte der Partei und ihres engeren Führerrates stattfinden, hier wird der Führer selbst, hier werden seine engen Mitarbeiter das Wort ergreifen. Auf gleicher Höhe mit dem Kongreßsaal liegt das Arbeitszimmer des Führers, die Räume seines Stellvertreters und die des Chefs des Stabes der SA schließen sich an. Im zweiten Obergeschoß laufen rundum Arbeitsräume der höchsten Verwaltungsstellen der Partei, während die filloole Glaskuppel des Kongreßsaales sich in der Mitte noch über das Attikagesims erhebt, das fünf Meter über dem äußeren Hauptgesims einen inneren Kranz bildet. Edelster Marmor aus dem obersten Donaultal bildet das Hauptmaterial des gewaltigen Bauwerkes, das in dem Verwaltungsgebäude der Partei — wo der Reichsstaatsminister und die übrigen Reichsleiter der Partei ihren Sitz haben werden — sein genaues Gegenstück findet. Ein mächtiger unterirdischer Gang verbindet beide Bauwerke. Zwischen ihnen aber erheben sich, die Brienerstraße verengend und zugleich den Abschluß des gesamten Platzes bildend, zwei Ehrentempel mit offenen Säulenhallen, wo ein Ehrentempel für die Gefallenen der Partei das Andenken dieser Vorkämpfer für ewige Zeiten wachhalten soll.

Von der Monumentalität der Bauten und dem Tempo, in dem diese Arbeiten vorgefahren werden, geben die folgenden Zahlen einen kleinen Begriff: Am 18. Mai 1933 wurde mit den Abbrucharbeiten begonnen, ältere Häuser mußten weggerissen, kümmerliche Gärten planiert werden. Am 18. August begann der Erdbau, um die Grundlagen für die Bauten zu schaffen. Von diesem Tage bis zum 1. Januar 1935 wurden u. a. an Material verwendet: 1700 Kubikmeter Betonmauerwerk, 8700 Kubikmeter Eisenbeton, 4900 Quadratmeter Kalksteinbeden und 2890 Quadratmeter Eisenbetondecken, 570 000 Zentner Rauhziegel, 240 000 Zentner Walzblech, 1420 Kubikmeter Ziegelmauerwerk, 1150 Kubikmeter Klinkermauerwerk, 5 500 Zentner Portlandzement, 3 900 Quadratmeter Gerüst. Rund 600 Arbeiter sind seit dieser Zeit ununterbrochen auf jeder Baustelle tätig. Zu Anfang des Jahres 1937 wird das Werk vollendet sein. Hand in Hand mit der Errichtung dieser Bauten geht die äußere Neugestaltung des Königsplatzes selbst, der einen einheitlichen Seimbelaag erhält und zugleich durch eine halbhohe Mauer rings geschlossen zu einem der gewaltigsten und geschlossensten Aufmarschplätze werden wird, die unsere Zeit kennt.

Wir haben uns bemüht darauf beschränkt, den Blick des Lesers ganz auf die Neugestaltung des Königsplatzes zu lenken, weil an diesem Beispiel am klarsten und überwältigendsten zugleich die großwändige Wirkung sichtbar wird, die sich im ästhetischen Bild Münchens vollzieht. Es hat auch seinen Zweck, den Nichtmünchener durch Schilderung weiter großer Baupläne zu ermitteln die im Süden und Osten der Stadt heranreifen. Es ist ein deutsches Jagdmuseum von riesigen Ausmaßen geplant, auf der zweiten Insel, die die Niar nahe der Praterinsel bildet, soll ein weiteres, wür-

diges Gegenstück zu dem gewaltigen Bau des berühmten Deutschen Museums entstehen. Neue Brücken über die Niar sind teils im Bau, teils sind schon vollendet, auch plant die Stadt ein Denkmal für Dietrich Eckardt, den Sänger und Kämpfer des Dritten Reiches. All diese Pläne wirken fast erdrückend auf den fremden Beschauer, der nur ahnen kann, welche gewaltige neue Impulse hier eine alte Stadt erhält, welche ungeheuerere Zukunftsmöglichkeiten München als zweiter Hauptstadt des neuen Deutschland winken.

Eines Wortes aber müssen wir noch kurz gedenken, bevor wir diesen flüchtigen Ueberblick beschließen. Von einem Bummel an den Ufern der Niar kehren wir zurück in die Stadt. Eine schöne und ruhige Straße — die Prinzregentenstraße — führt uns dem braunen Leben der Innenstadt entgegen. Da stehen wir plötzlich gebannt vor einem riesigen Baugerüst. Es ist der Rohbau des Hauses der Deutschen Kunst! Wie selbstverständlich wächst dieses in seiner äußeren Schlichtheit ergreifende Monumentalgebäude aus dem fatten Grün der Anlagen des Englischen Gartens heraus. Was auf unserem Rundgang zu Beginn dieser Straße die berühmte Schatzgalerie andeutete, was dann das prächtige Nationalmuseum weiterführte, hier wird es weitere Steigerung und Vollendung: moderne Tempelrätten reihen rings am Rande dieser einzigartigen Stadt sich aneinander und schließen einen Ring der Ruhe und der weisevollen Betrachtung um das junge vorwärtshaltende Leben, bilden zugleich Abschluß und Ueberleitung in die große Weite der freien Natur, die auf eine erquickende Weise sich einordnet in den Gesamtplan dieser Stadt. Nicht allzu lange mehr, und wir werden durch die Hallen des neuen, des größten deutschen Kunstgebäudes schreiten können und werden dann hinausstreten auf seine Terrassen, die den Blick freigeben auf den weiten, mattgrünen Park und auf die Niar, die in stillen Armen seine Landschaft durchnießt. Und wieder wird dieselbe warme und erhebende Freude uns erfüllen, die auch der Blick vom Turm der Frauenkirche auf die Alpenberge in uns erweckte, die schon die gurrenden Tauben im Trudel des Münchner Bahnhofs in uns wachriefen: die Freude an der Harmonie dieser Stadt, die der Führer selbst so leidenschaftlich liebt, das er das neue München zur Hauptstadt der Bewegung erkor.



Führerbau, Ehrentempel und Verwaltungsgebäude

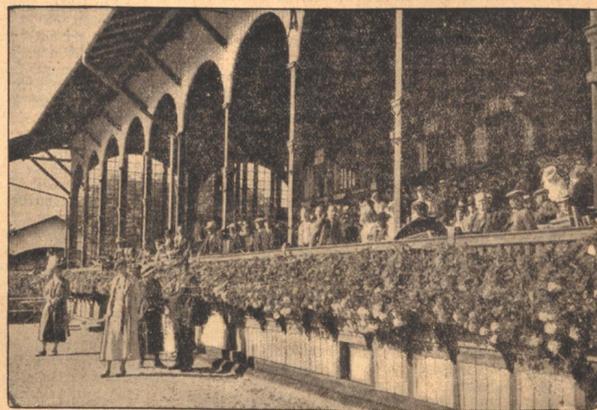
Wegweiser auf und da wir ihnen folgen, zieht es uns am Marienplatz seitwärts, wo sich zur Linken die Theatinerkirche aufst. Schmal wird der Weg wie eine Schlucht; die lange Front der „Residenz“ steht stramm wie ein Glied Soldaten, aber nicht ihr gilt nunmehr unser Blick, sondern der Stelle ihr gegenüber, vor der jeder Deutsche, der an ihr vorüberfährt, andächtig die Hand zum Gruß erhebt: dem Mahmal an der Feldherrnhalle. Wir sind am Odeonsplatz, wo die Geschichte des neuen Münchens begann.

hen Taten die Pläne für die Monumentalgebäude der Partei am Königsplatz zu München.

Schrag über dem Dach des Braunen Hauses — wo loeben in strammer Kehtwendung die S-Wache abließt — schwebt an einem Niesentran ein Marmorblock in die Höhe. Das Dröhnen der Hämmer weist uns den Weg. Wir stehen bald am Fuße eines gemaltigen Baugerüstes. Dann geht es — unter der sachkundigen Führung von Architekt Jacob — hinein in den Hobbau des fünftägigen Führerbaues der NSDAP. Das Modellbild, das wir heute veröffentlichen, zeigt am besten die schlichte Wucht dieser Bauten, die dem Wunsch des Führers, Zweckmäßigkeit und Schönheit zu vereinen, voll entsprechen. Mit der Front zum Königsplatz gelegen, erheben sich die beiden Bauten rechter und linker Hand in einer Gesamtlänge von 85 Metern zu etwas über 20 Meter Höhe. In ihrem hellen Kalksteinenton passen sie sich vortrefflich den Bauten der Glyptothek, der Galerie und der Propyläen an; ihr einziger äußerer Schmuck werden die Hoheitszeichen der Partei sein. Zwei Freitreppen an jedem Gebäude führen durch dreigeleitete Portale n eine mächtige Wandelhalle, die die ganze Straßenbreite zum Königsplatz einnimmt. Rechts und links schließen sich Arbeits-



Die erste kümmerliche Schreibstube der Partei im Sternederbräu (Führer-Archiv, M.)



Die festlich geschmückten Tribünen des Rennplatzes München-Niem, der durch die Initiative des alten Vorkämpfers Christian Weber zu neuer Bedeutung emporwächst und auf dem am heutigen Sonntag das Rennen um das „Braune Band von Deutschland“ entschieden wird. (Verbandsverband, M.)

Absturz / Von Walter von der Hülben

Als der Branner Michl in die Schanzstube der „Post“ trat, umringt ihn blauer Rauch, der in langen, zerkübelten Schwaden durch den Raum zog. Er vernahm das übliche Stimmengewirr, das sonst herrschte und das nur selten einen Wortwechsel verstehen ließ. Heute hörte er nur die grölende Stimme des Sepperl, den sie alle den Krumpendorfer Deppen nannten.

Der kleine, bucklige Sepperl, der als Gemeindefind aufgezogen worden war und nun sein Armenhausexistenz kümmerlich dahintrug, saß mitten unter den Krumpendorfer Burschen an einem langen Tisch und freute sich über die aufmerksame Zuhörerschaft, die seiner eifrigen Erzählung lauschte. Als sich der Branner Michl gerade an den Tisch setzte, schloß der Sepperl: „... und in der selbigen Nacht holen die Saligen an jed'n runter!“

„Als alle Burschen, die die Erzählung von Anfang an gehört hatten, schwiegen, fragte der Michl: „Wen hol'n runter?“

„Meinst, i fang für di nochmal an?“ krächte der Sepperl, dann setzte er schla lächelnd hinzu: „Auskunft loßt mindest a Krügal Bier!“

„Vertal Bring dem Sepperl a Krügal!“ befahl der Michl der Kellnerin.

Als nun das Bier vor dem kleinen Mann stand, erklärte er den Michl auf: „Woast, das is so: zur Sommerjonnwend geh'n die Saligen über die Berg. Und wo sie da in der Sonnenwendnacht ein treffen, dann stürz'n ih'n runter!“

„Das ist ja a Schmarren!“ lachte der Michl.

Da machte der Sepperl ein ganz beleidigtes Gesicht und sagte: „Das is gar kei Schmarren! Das hat mir der alte Huber vermeldt und der hat's von sein Bata, der wieder von sein Bata und so a'rück i woast nial wie weit! Aber wahr is!“

Jetzt lachten alle über des Sepperls Eifer, zählten und gingen durch die dunklen Dorfstraßen heim.

Als sich der Branner Michl vom Seppi verabschiedete, blickte sie eine Weile unerschlossen nach. Ueber ihnen zogen dunkle, strahlige Wolken, die den Mond verdeckten und seinem kalten Schein nur für Augenblicke die Bahn frei gaben, vom Börtcher See schlich das leise Rauschen und Schlagen der Wellen herauf und ab und zu klagte ein Nachtvogel langgezogen durch die Stille.

„I woast nial, Seppi!“ sagte der Michl gedrückt, „i muast immer an die Saligen denk'n!“

„Erfi hat selber a'lacht!“ kurze Zeit flunkerte der Michl vor sich hin, dann setzte er leise fort: „Aber jest hat's mich packt und laßt mich nimmer aus! I woast nial, was es is!“

„Ausg'schlaf'n und all's is wieder guat! Wirft dir doch nial vom Sepperl hangig mach'n lass'n!“ lachte der Seppi und sie trennten sich.

Mit einem seltsamen, innergründlichen Gefühl ging der Branner Michl nach Hause.

Am Abend des Sonnenwendtages trafen sich die Krumpendorfer Burschen mit Freunden aus Klagenfurt, um hinunter zu gehen zum Predigtstuhl. Dort wollten sie ihr Sonnenwendfeuer entzünden und den Wendetag fröhlich begehen.

Die Dunkelheit war schon hereingebrochen, als sie zum Predigtstuhl kamen und so war es dem Branner Michl ein leichtes, sich abseits zu schlagen, bevor noch der Weg auf den Berg anstieg.

Er war schon eine lange Strecke allein gegangen, als es ihm erst zum Bewußtsein kam, sich von den anderen gelondert zu haben. Es war ihm, als sei er einem inneren Befehl gefolgt, einer dunklen, aus anderen Bereichen kommenden Stimme, deren zartem, schwebendem Klang er verfallen war, ohne es zu wissen. Unruhig tappte er über den dunklen Weg, ohne sich einen Gedanken über das Wohin zu machen. Als ein seltsames Schwebe vor seinem inwendigen Auge ein feines, schmales Gesicht, dessen Augen im tiefen Dunkelblau leuchteten, dessen Haut schneeweiß schimmerte — das Gesicht der Saligen Frau, von der die Großmutter ein einprägsames Bild zu geben wußte, wenn sie abends beim trachtenden Prasseln der Schette den Kindern erzählt hatte.

So schritt der Michl hin, glaubte sich von dem Gesicht geleitet. Und um ihn herum wanderte die Nacht auf leiser Sohle.

Der Mond war seine Bahn heraufgekommen und ließ sein mattes Silberlicht über das Land fließen. Die Baumkronen, in denen der Wind leis zauselte, leuchteten fahl, die Stämme warfen blauschwarze Schatten über den Weg. Manchmal meinte der Michl, die milden, weichen Schatten möchten seinen drängenden Schritt hemmen, ihn zurückhalten vom Gang ins Ungewisse. Manchmal schredte er auf, glaubte Schritte neben sich zu hören, verweilte einen Augenblick — da umfaßt ihn aber immer wieder die Stille, aus der nur der rauschende Atem der Nacht dringt. Erst im Weitergehen sind wieder die kleinen, trippelnden Schritte da, zu hören, als hüpfte ein loser Kobold durch den wiegenden Farn und durch singende Weidenruten. Aus den schwarzen Büschen tanzen grünleuchtende Käfer, verschwinden, um gleich wieder zu erscheinen.

Ueber dem Branner Michl schwirren ein paar aufgeschreckte Fledermäuse, und eine Eule überantwortet der Nacht ihren klagenden Ruf.

In einer Weggabel bleibt er unwillkürlich stehen. Etwas zieht seinen Blick mit geheimnisvoller Macht zu Boden — eine Kraunwurzel weist mit grinsendem Gesicht einen unbekanntem Weg. Der Michl folgt dem Pfad, noch immer von den Nachtgeistern begleitet, die an seinem Wege lücheln und höhnend lauern.

Ein würdendes Gefühl ist mit einem Male in des Michls Kehle. Er zieht seine Foppe fester an den Körper, um den Nachtfrost in seinen Knochen zu bannen. Es ist ihm, als vererbe er den Ruf der schaurigen Nachtvogel, das Klirren im Unterholz, die singenden Aulen, den rauschenden Farn, er glaubt, daß sie ihn hämisch seinen Untergang weisen und hat Angst, will umkehren und zurückrennen. Aber er kann sich nicht wenden, denn hinter ihm stehen dunkle, schemenhafte Waldweiber und wehren ihm den Weg — er fühlt ihren kalten Blick stechend in seinem Rücken.

Und noch etwas ist da, das ihn zwingt, den Weg zu vollenden. Die samtene, gute Schau der Saligen, die vor seinem inwendigen Auge leuchtet, deren Blick ihn zwingt, Fuß vor Fuß zu setzen, Schritt vor Schritt.

Er weiß schon lange nicht mehr, wohin ihn sein Weg führt, geht hin wie im Traum, bis er vor einer hohen Wand steht. Vermundert steht er sich um: vor ihm türmt sich im silbernen Mondlicht die Koshutta. Sie ist ihm

fremd in dem kalten Licht, ist ganz anders, als wenn sie in roter Pracht von der Sonne bealüht wird.

Das Gesicht der Saligen schwebt höher hinauf an der heißen Wand, ihre Augen haften werdend auf dem Michl.

Noch einmal spricht ein klarer Gedanke zu ihm: „Der Fels bröckelt leicht! Du hast weder Kletterstiefel noch Eisen! Geh nicht hinauf!“

Aber das schaurige, höhnische Lachen in seinem Rücken zerreiht den Gedanken, nimmt ihm seine Kraft über den Michl und der beginnt dem schwebenden Gesicht der Saligen nachzusehen.

Langsam tastend legt er Griff vor Griff, zieht sich hoch. Jeden Stein nützt er als Stütze, jede Rinne als Fall. Mühselig kommt er immer weiter hinein in die

Wand. Das Raunen und Singen des Waldes verflingt unter ihm und als er über den höchsten Baumkronen hinaus ist, glaubt er sich in eine andere, schönere Welt verlegt.

Er hängt in der Wand, die aus lauterem Silber zu sein scheint, um sie herum breitet sich das Land im Mondlicht hell und rein, verfliebt zu einer harmonischen Einheit.

Reuchend schiebt sich der Michl nach oben, preßt seinen Körper in eine feuchte Rinne, reißt sich die Hände an bröckelndem Gestein wund. Als er wieder nach oben schaut, ist das Gesicht der Saligen verschwunden. Bis ein Befehlener arbeitet er sich nun hinauf. Auf einem schmalen Band überquert er die gähnende Tiefe; Angstschweiß tritt aus seinem Körper, festes Zittern schüttelt ihn. Als das Band zu Ende ist, liegt seitlich und oberhalb ein Ueberhang, den der Michl unumgänglich nehmen kann. Er soll zurück — jetzt aber spürt er zum ersten Male, daß ihm die Kräfte verlassen. Mit letztem Aufwand klammert er sich an den Fels, kratzt die kalten, erkarrten Finger in unersicheres Gestein.

So hängt er immer matter werdend in der Wand, wagt nicht zurückzuschauen, reißt die Augen weit auf

Wolkenspiel

Hoch über frühlingjunger Erde
jagen die weißen, windstrosen Wolken,
beugen sich durch den blaßblauen Himmel
hängen sich vor die Sonnenscheibe,
lassen den Schimmer der weichen Schatte
über die Tiefengewänder huschen.
Bis eine stille schwere Wolke
tiefer sich senkt
und ein perlender Regen
auf die Ergrünende niederrieselt.

M. E. Steinhäuser.



In der sächsischen Schweiz (Führer-Archiv)

Der Fährmann

Erzählung von Hans Gågen

Mehr als sechzig Jahre stößt Jakob, der Fährmann, den Nachen in den Rhein und rudert hinüber zu den Dampfern, um die Männer und Frauen abzuholen, die ans Land wollen, denn der Ort ist zu klein, als daß sich ein Anlegeplatz lohnen würde.

Ein paar Hühner, hingehauert zwischen Strom und aufstrebenden Weidenruten, das ist alles.

In den letzten Jahren allerdings, da hat sich der Verkehr gehoben, da ist ein tüchtiger Wirt in die „Krone“ gekommen, der hat's die Menschen in den Zeitungen wissen lassen, wie schön sich's hier sticht am Rhein mit dem Blick auf die Burgen und Schlösser und die Berge, die wie riesige Stachelnere ausstehen mit den dichten Wäldern.

Da hat sich auch der Jakob die Hände gerieben über das gute Geschick, aber er hat sich auch hinter den Dören gekräft, als er hörte, der Kronenwirt lege alle Hebel in Bewegung, daß ein Landesteg gebaut werde, damit die Dampfer die Gäste ohne Fährboot ans Land bringen könnten.

Zum Bürgermeister ist der Jakob gelaufen, und der hat ihm versichert, daß die Sache noch gute Weile habe. Wenn er, der Jakob, allerdings nicht mehr das Ruder führe, dann lege die Sache schon anders aus, denn auf die unsichere Zukunft hin werde sich wohl kein Fährmann mehr finden.

„Wie alt seid Ihr eigentlich, Jakob?“ hatte der Bürgermeister gefragt. Und der Jakob hatte sich schla fünf Jahre jünger gemacht und zweiundsiebzig gesagt, denn in Wahrheit war er ja schon 77, aber er wollte doch gern noch ein paar Jahre auf dem Strom fahren und da war es besser, nicht allzu alt zu sein.

Was hätte er auch den ganzen Tag machen sollen? Am Strom sitzen und den Schiffen zusehen, die schwerelend unter der Last der Kohlenfracht bergauf fahren und leicht, wie junges Wild, stromabwärts? Nein, dazu war er noch zu lebendig, und dabei dachte man zu viel, und das war nicht gut.

Es gab allerlei in Jakobs Leben, was er gern vergessen hatte im Laufe der Jahre: Den frühen Tod der

Frau, die Tochter, die mit dem Schiffer dawongelaufen war, irgendwohin in die Welt, als er ihr Vorwürfe machte, weil sie sich eingelassen hatte mit dem losen Vogel ...

Vorbei, vorbei ...

Es war Abend, als es dem Jakob jäh wieder einmal aufgeklungen war, all das Vergangene.

Der Nachen schaukelte an der Uferkante, und das Wasser war wie Gold.

Da klopfte einer dem Jakob auf die Schulter: „Jakob, da ist ein Brief für dich, ich weiß ja, daß du tagsüber draußen bist, darum komm' ich jetzt, ihn dir zu bringen.“

Es war Karl, der die Briefe bestellte im Dorf.

Er grüßte kurz und war wieder weg.

Ein Brief?

Seit Jahren hatte Jakob nichts mit der Post erhalten. Von wem auch wohl?

Er drehte das Papier in der Hand.

Die Buchstaben tanzten vor seinen Augen, er konnte die Aufschrift nicht lesen, die Dämmerung froh auch schon heran im Tal.

Plötzlich bligte es in ihm auf: Von der Urkel, der Tochter, war der Brief.

Da hätte er ihn im ersten Augenblick am liebsten in den Rhein geworfen, denn er wollte nichts wissen von ihr, die verdorben war und sich nicht kümmerte um den alten, einsamen Vater.

Dann aber trug Jakob den Brief doch wie eine kleine, weiße Fahne in sein windschiefes Häuschen, machte Licht an, faltete das Papier umständlich auseinander und las. „Der Philipp war nicht so schlecht, wie Du gemeint. Er hat mich gebetretet. Er hat einen Handel angefangen. Wir haben genug zum Leben. Und einen Bub haben wir, einen großen, starken Kerl, der aus der Schule ist. Er kommt am Freitag mit dem Nachmittagsdampfer von Mainz her und will dem Großvater guten Tag sagen. Und später kommen wir nach und holen Dich zu uns, wenn Du willst.“

Still sah der Alte.

und starrt den Felsen vor sich an, um nicht einzuschlafen. Plötzlich fühlt er eine zwingende Kraft in seinem Rücken und wendet den Kopf. Verklärt schaut er in ein zaubrisches Märchen, das ihn gefangenimmt.

Weit im Westen ragt der Gipfel des Mittagsengel silbrig glänzend aus einer milchigen Wolkenbank, um ihn herum tanzt eine Herde lieblicher Schäferwölfschen einen zierlichen Reigen. Ueber dem Land unten liegt grauer, undurchsichtiger Nebel, verdeckt alles Dunke und Erdgebundene. Oben zieht sich eine schwarz-leuchtende Zunge durchs Land — der Börtcher See. Und hier erschaut der Michl das große Märchenmunder. Ueber dem See schweben weiße Nebelschleier, wogen im Licht des Mondes auf und ab. Aus ihnen erhebt sich groß und behr eine Gestalt im blauen Gewande, das im weichen Faltenwurf herabgeleitet und mit dem Nebel verfliebt; sie hat das selbe Gesicht wie die Salige, die der Michl auf seinem Wege sah.

Sie schwebte dem Michl entgegen, schaute ihn aus milden Augen traurig an, breitete ihre Arme weit aus, als triebe sie große Sehnsucht zu dem, der da in der Wand hängt.

Selig und trunken vor Glück starrte der Michl in das wunderbare Antlitz der Frau. Sein Herz pocht in drängender Erwartung, sein Blut rauscht im wilden Verlangen ... da nahm er seine Hände vom Fels, um die Arme der schönen, hehren Frau entgegenzubringen. Sein Körper löste sich von der Wand — aber es war kein Sturz. Es war dem Michl, als fingen ihn weiche Arme auf und trügen ihn langsam zurück in den rausenden, singenden Wald. Es war ein glückseliges Begehen.

Sie haben den Michl am Fuße der Koshutta inmitten des wiegenden Farnes mit zerstückeltem Körper gefunden. Aber sein Gesicht war unversehrt und über ihm lag ein seltsames, verklärtes Lächeln.

Auf dem armeneligen Friedhof von Krumpendorf schaukelte sie ihm ein Grab. Hinter dem Grab zorkelte auch der Sepperl, der Krumpendorfer-Depp, mit traurigem Gesicht.

Nachdem das Vaterunser im hellen Junitag verflungen war, verließen die Leute eilig den Friedhof, um schnell wieder zur Arbeit zu kommen.

Der Lehrer und der Pfarrer standen noch eine Weile beisammen.

„Warum der Michl mitten in der Nacht auf die Koshutta wollte?“ meinte der Pfarrer.

„Er soll in den letzten Tagen immer von der Saligen Frau gesprochen haben! Wer weiß, was ihn getrieben hat?“ gab der Lehrer zurück.

„Aber Sie werden doch nicht abergläubisch sein, Herr Lehrer!“

„Abergläubisch? Nein! Aber ich glaube, daß es Dinge zwischen dem da droben — er wies gegen den strahlend-blauen Himmel — und unserer armeneligen Erde gibt! Dinge, von denen wir keine blasse Ahnung haben!“

Der Lehrer schaute hinüber zur Koshutta, die da stand wie eine unnahbare, reife Frau. Ueber ihr spannte sich der unendliche Himmel, auf ihr brannte das Rot der vergehenden Sonne.

Seine Hände zitterten. Verheiratet, nicht verdorben, einen Entel, groß und stark ...

Heute war Donnerstag, morgen kam er. Sein Auge tat der Jakob zu in der Nacht. Und am Morgen richtete er das Häuschen, als erwartete er einen König.

Eine Flasche Wein holte er sich beim Kronenwirt. Und dann ließ er aus Wasser und hielt Anschlag und wußte doch ganz genau, daß es noch gut zwei Stunden dauerte, bis der Dampfer in Sicht kam.

Endlich sah er ihn aufstehen, groß und weiß. Da stieg der Nachen vom Land.

Die Wellen gingen hoch heute.

Manchmal kam ein Sturzbach bis ins Boot und nähte Jakob die Schuhe.

Was tat's?

Er erwartete seinen Entel, da achtete man nicht auf nasse Füße, und überhaupt: Einer, der so lange auf dem Rhein gefahren, ist vertraut mit dem Wasser, auch, wenn's ihm in den Stiefeln fest.

Viele Menschen fanden auf dem Deck des Schiffes und sahen zu, wie der Alte mit fräftigem Ruderslag den Nachen dem Dampfer näher trieb.

Nun knippen die Maschinen.

Gewaltig schäumten die Wasser auf.

Nun war der rasch Seite an Seite mit seinem großen Bruder.

Jakob rief etwas hinaus.

Da sprang aber auch schon einer, ein großer, starker Kerl, den die Ungebild gewacht hatte, mitten hinein in den Nachen, so heftig und unerwartet, daß der rasch umschlug.

Jakob lacht, wohl auch von jähem Schrecken gelächelt, unter.

Der Entel tauchte und tauchte, fand ihn aber nicht.

Noch einmal kam der Alte zum Vorschein, weit drunten schon im Strom.

Sein Kopf tauchte kurz empor, dann war nichts mehr zu sehen ...

Die Leute auf dem Dampfer standen starr.

Dann, als sie ein wenig zu sich kamen, bargen sie den erschöpften, jungen Menschen, der in eine tiefe Ohnmacht fiel.

Den Nachen aber vergaßen sie.

Er trieb fließaufwärts eine Weile.

Dann schman er vor dem Dampfer, glitt zur Seite, kam ins Räderwerk und zerfiel in viele Stücke ...

Filme der neuen Saison

Ein Überblick über das Programm der führenden deutschen Gesellschaften

Eine Filmvorführung ist nicht ganz leicht, denn ein großer Teil der fest angekündigten Filme steht nur in großen Umrissen fest. Es ist daher auch nicht möglich, eine ausführliche Uebersicht etwa nach Stoffgebieten zu geben, denn von vielen Filmen steht heute nur der Titel oder nur der Name des Hauptdarstellers fest, manche von ihnen werden wohl auch nie erscheinen oder in ganz anderer Form, als man heute ahnt. Wir beschränken uns daher darauf, an Hand der Programme der wichtigsten deutschen Verleihfirmen deren Programm auszugsweise darzustellen, eine Art der Uebersicht, die dadurch erleichtert wird, daß heute doch schon sehr viele Filmbezügliche mit den führenden „Marken“ vertraut gemacht haben und Namen wie „Ufa“, „Bavaria“, „Europa“ schon zu einer Art Begriff geworden sind. Wir werden darüber hinaus demnächst den Versuch unternehmen, an Hand der vorjährigen Vorführung des „Führer“ und der inzwischen erschienenen Filme einen Rückblick auf das vergangene Filmjahr zu geben, das neben manchen Verlegern doch auch erfreuliche Höhepunkte gebracht hat und manchen wertvollen Weg in filmisches Neuland aufzeigte. Beginnen wir unsere heutige Vorführung mit dem Programm der bekannten deutschen Weltmarke.

UFA

Die Universum-Film-Aktiengesellschaft bringt dieses Jahr 28 Spielfilme — neben 30 Kulturfilmen und 30 Kurzfilmen. An der Spitze stehen zwei Hans-Albers-Filme, deren Spielleitung Gustav Reich, der Regisseur der „Flüchtlinge“ innehat; der Stoff steht bei beiden noch nicht fest. „Schwarze Rosen“ heißt der Film, in dem das Liebespaar Lilian Harvey — Willi Frisch wieder auftritt. „Der häßliche Dösel“ mit C. L. Diehl und Brigitte Horney bringt ein Thema aus dem Preußen des Jahres 1809. „Königswalzer“ ist eine historische Anstaltungsoperette mit Willi Forst und Heli Finkenwaller. „Einer zu viel an Bord“ nach dem bekannten Andreas-Noman bringt Albrecht Schoenhals und Lida Baarova zu-



Marika Röck und Karl Helmer im Ufa-Film der Ufa „Reichte Kavallerie“ (Spielleit. Werner Hochbaum)

kommen. Ein weiterer Film mit C. L. Diehl und Brigitte Horney (einem neuen interessanten Paar) heißt „Der grüne Domino“ und soll ein Gesellschaftsbild aus dem München der Vorkriegszeit bringen. Drei-mal wird Nany Dubra angekündigt, einmal unter Reinhold Schünzel, zweimal unter Carl Ramac, ihre Partner sind noch unbekannt. Ein neuer Ufa-Star scheint

In diesen Tagen haben in Berlin die Zusammenkünfte der Verleihorganisationen der großen deutschen Filmgesellschaften stattgefunden und zugleich hat die Vermietung der Filme an die Lichtspieltheater begonnen. Wir bringen aus diesem Anlaß, wie schon im vergangenen Jahr, eine Vorführung auf die kommende Filmjahres, die sicher bei vielen Lesern Interesse finden wird.

Marika Röck zu sein, die in einer Operette „Du sollst meine Königin sein“ und einem Zirkusfilm „Reichte Kavallerie“ (Regie Werner Hochbaum) herausgeholt wird. Weitere Filmthemen sind: „Die Stadt Anatol“ nach Kellersmanns Roman, „Stützen der Gesellschaft“ nach Höfen (mit Heinrich George?), „Die Vier von Santa Cruz“ nach G. M. Frands Roman, „Die Heilige und ihr Narr“ mit Hans Klotz und Hans Sittow, „Das Mädchen vom Moorhof“ mit Hans Klotz und

Ellen Frank, „Der Klosterjäger“ nach Ganghofer, „Liebeslied“ mit dem neuen Tenor Alessandro Ziliani. Außerdem kündigt die Ufa eine Verfilmung von „Sigaras Hochzeit“ unter Spielleitung von Karl Harl an, der bekanntlich auch den „Zweierbaron“ leitete. Ueber die restlichen Filme läßt sich noch wenig sagen. An Auslandsfilmen sind „Liebe“, ein französischer Spielfilm, und „Nocturno“, ein Werk des bekannten tschechischen Regisseurs Maschy, angekündigt.

Bavaria



Hans Albers in dem Zirkusfilm der Bavaria „Variete“

Die bekannte Münchener Firma kündigt 19 Spielfilme an. Sie bringt zunächst die beiden schon im Vorjahr angekündigten Hans-Albers-Filme, von denen „Variete“ mit Annabella schon fertig ist und einen großen Zirkusstoff behandelt, während „Fenster, Frauen und Soldaten“ z. B. gedreht wird und nach einem Roman von Red-Malacezzen Hans Albers in einer Doppelrolle während der Freiheitskämpfe im Baltikum gegen die Poltschewiken zeigt, seine Partnerin ist Charlotte Suja. Zwei große Musik-festspiele sind „Der Gefangene des Königs“ mit Paul Kemp in der Hauptrolle des Goldmachers an Hofe August des Starken und „Im weißen Rößl“, eine Revue unter Carl Ramacs Regie mit Hermann Thimig u. Christl Mardagn in den Hauptrollen. „Der Geheimfuriere“ soll ein großer historischer Sensationsfilm werden, während „Ein ganzer Kerl“ mit Hermann Speelmanns



Annabella in „Variete“



Hans Sittow in dem Lustspiel „Kampf mit dem Drachen“

und „Die große und die kleine Welt“ (Viktor de Kova und Maria Anderson) zeitnahe Stoffe aus dem Genesnis zwischen Reichtum und Armut bringen. C. L. Diehl erscheint bei der „Bavaria“ in einem Sensationsfilm „Der Sprung in die Tiefe“ und Ebbille Schmitz soll als „Schwarze Orchidee“ die große Liebe einer großen Schauspielerin verkörpern. Vier Lustspiele werden angekündigt, darunter „Ein Glas Wasser“ mit Gustav Gründgens (!) und „Der Außenleiter“ mit Heinz Rühmann. Ein Musikfilm, ein Sportfilm und ein Volksstück „Der 7. Bub“ vervollständigen das deutsche Programm. An ausländischen Werken will die „Bavaria“ „Bosjambos“, einen gigantischen Regierfilm der London-Produktion und „In hundert Jahren“ nach H. G. Wells phantastischem Zukunftsroman sowie einen französischen Gesellschaftsfilm „Antonia“ bringen.



Eugen Klöpfer und Ebbille Schmitz in dem Europa-Film „So war das Mortimer“

Europa

hatte im vergangenen Jahr außerordentliche Erfolge zu verzeichnen. Diese Verleihgesellschaft vereinigt in sich die Erzeugnisse einer ganzen Reihe unabhängiger Produzenten und bringt dieses Jahr 20 Filme aus Deutschland und 2 Ausländer. Außer dem noch im letzten Programm laufenden „Miselotte von der Fals“ hat Carl Froelich vier Filme beigeleitet: „Mose Bernd“ mit Paula Wessely in der Titelrolle, „Der Raub der Sabinerinnen“, „Wenn der Hahn kräht“ nach dem gleichnamigen Bühnenstück und „Schlacht nach der Welt“ nach einem Roman von Alfred Rarrach mit Paul Hartmann, Dorothea Wied und Heinrich George. An der Spitze des Programms steht „Der Kurier des Jaren“ mit Adolf Wohlbrück, Hilde Hildebrand und Maria Anderson, wobei Richard Eichberg Regie führt und Wohlbrück die Rolle Ivan Mosjoukine aus dem gleichnamigen Stummfilm spielt. Ein zweites Mal begegnen wir einem, noch berühmteren, Stummfilm im „Student von Prag“, wo Wohlbrück unter Spielleitung Artur Robisons mit Dorothea Wied und Eugen Klöpfer verbunden soll, den einstigen Stummfilmrolle Wegeners und Weidts zu erreichen. Ein weiterer kühner Versuch wird mit „Liebesleute“ unternommen; der Regisseur Erich Waschneck will zusammen mit Renate Müller und Gustav Fröhlich versuchen, das Hermann-Dorothea-Motiv aus unserer Zeit heraus zu gestalten. Gleich drei Filme wird Carmine Gallone zu inszenieren haben: „Die Geliebte von Paris“, einen dramatischen Liebesfilm mit Renate Müller und Wohlbrück oder Fröhlich als Partner, „Verfluchte Muffel“ mit Paul Hörbiger, Karin Hardy und Ebbille Schmitz und „Das Mädchen für alles“ mit Luise Ullrich. Dieser rasch beliebt gemordenen Darstellerin begegnen wir weiter in „Das Einmalens der Liebe“ mit Paul Hörbiger als Partner und in „Victoria“ nach Knut Hamsuns berühmter Novelle, die filmisch ausgebeutet werden soll. Außerdem werden noch angekündigt: „Die Herrin von Campina“ mit Dorothea Wied und Gustav Fröhlich, „Das Tal des Lebens“ unter Regie von Steinhoff mit Marie-Luise Claudius und Käthe Gold, „Rechte Nase“ mit Helge Rossmann und „Der mutige Seefahrer“ mit Paul Kemp. Schließlich soll ein großer Harry-Piel-Film im „Dschungel“ entstehen und „Die Pfingstorgel“ soll verfilmt werden. Das außerdem ein neuer Willi-Forst-Film angekündigt wird, sei noch vermerkt. Von den beiden ausländischen Filmen bringt „Elefantensohn“ ein neues Werk des großen Iren Flaherty (dessen herrlichen „Mann von Kran“ wir in Karlsruhe leider noch nicht sahen), und „Das Gespenst auf Meisen“ einen lustigen René-Claire-Film der Norda-Produktion. Außerdem wird in deutscher Sprache noch ein französischer Film des berühmten Regisseurs Jacques Feyder angekündigt, der unter dem Titel „Die flüchtigen Frauen“ ein historisches Großgemälde aus dem spanisch-niederländischen Kriege bringen soll.

Syndikat-Film

nimmt sich jetzt das bisherige MDE, das letzte Jahr u. a. den „Alten und jungen König“ brachte. In diesem Jahr kündigt es 26 Filme an.

An der Spitze seines Programms steht die Fortsetzung des eben genannten Großfilms; unter dem Titel „Das



Hansi Klotz und Kurt Bieder-Reding im Ufa-Film „Das Mädchen vom Moorhof“



Willi Forst und Carola Schön in dem Ufa-Film „Königswalzer“ (Verteilungsgruppe Karl Ritter, Regie Herbert Mack)



Lida Baarova und Albrecht Schoenhals in dem Ufa-Film „Einer zu viel an Bord“

Leben für den Staat" ist ein Fredericusfilm in Vorbereitung, über dessen Besetzung allerdings noch nichts bekannt ist. Es folgen zwei Emil-Jannings-Filme, von denen einer den Titel „Der Herrscher“ führt und das Leben eines Großindustriellen zum Ausgangspunkt nimmt. Zweimal erscheint auch Rudolf Forster im Programm, dessen erster Film „Nur ein Komödiant“ bereits fertiggestellt ist. Zwei große Sängerfilme reihen sich an, von denen „Vergiß mein nicht“ den berühmten Gigli zum erstenmal im Film bringt, während der andere wieder Jan Kiepura in einer neuen Rolle zeigt. Auch Paula Wessely erscheint hier zweimal, und zwar in „Episode“ mit G. V. Diehl als Partner und einem zweiten, noch nicht feststehenden Stoff. Weiß-Fredl ist gleich dreimal vertreten, auch Harry Piel fehlt nicht mit einem Großfilm, und Hans Moser soll in „Familie Schimel“ eine Bombenrolle erhalten.



Paula Wessely in „Episode“

„Der Mann mit der Franke“ gibt Paul Wegener Gelegenheit zu einer großen Rolle, Martha Eggert erscheint in „Liebesmelodie“ und Henny Porten in dem Berliner Jugitück „Kraus im Hinterhaus“. Vom Rest sei „Dreimäderlhaus“ und der erste „Karl-May“-Film erwähnt. Das „Symbiolat“ bringt sein Programm in einer Broschüre, die so schön ist, daß man nur wünschen kann, daß das Programm hält, was das „Programm“ verspricht.

Rota

Ist bekanntlich der Name der einstigen „Universal“, die ebenso wie Europa und Syndikat dem großen Tobiskonzerz nahesteht. Sie kündigt diesmal ein riesenprogramm von 27 Filmen an, worunter sich allerdings eine Zwischenkassette mit zum Teil schon uraufgeführten Filmen befindet; man bemerkt hierunter besonders „Mazurka“, den Billy-Forsyth-Film mit Pola Negri sowie zwei Martha-Eggert-Filme. Von den neuen Filmen verdienen in erster Linie die zwei Luis-Trenler-Filme Erwähnung. „Der Kaiser von Kalifornien“ bringt das abenteuerliche Schicksal des Goldsuchers „General Sutter“ und wird zur Zeit in Mexiko gedreht. „Condottieri“, eine deutsch-italienische Gemeinschaftsproduktion soll ein großes Gemälde aus der italienischen Renaissance bilden. Eine weitere Gemeinschaftsarbeit stellt „Löwen hungern in Neapel“ dar; unter Regie von Jacques Feyder soll ein deutsch-englischer Gemeinschaftsfilm das bekannte Schicksal des Löwen-Zirkus-Kapitän Schneider im Film festhalten. Ein erotischer soll in „Die Kopfsäger von Borneo“ entstehen; Richard Angst und Baron von Pleßen wollen die Erfolge von „Insel der Dämonen“ fortsetzen. „Der Mann, der Wunder tut“ und „Die Eroberung der Luft“, zwei englische Großfilme, stehen weiter im Programm. Schließlich seien noch „Die lustigen Weiber von Windsor“ mit Leo Slezak und Magda Schneider, „Pygmalion“ mit Jenny Jugo und Gustav Gründgens, „Die Balzerkönigin“ mit Martha Eggert, „Vogelwandler“ nach der gleichnamigen

Operette, der Versuch eines Franz-Liszt-Films mit Franz Herterich vom Wiener Burgtheater und ein Harry-Piel-Film „Verhollern“ erwähnt. Zum Schluß sei noch die

Terra

erwähnt. Diese Gesellschaft fiel in den letzten Jahren stets etwas aus dem Rahmen, meist durch begriffenswerte künstlerische Ambitionen, die aber oft leider nicht den ja auch nötigen geschäftlichen Erfolg einbrachten. Dieses Jahr versucht man es nun durch eine radikale äußere Umstellung; aus einer Produktionsgesellschaft ist eine reine Verleihgesellschaft geworden, die eine Reihe unabhängiger Produzenten für sich arbeiten läßt und vor allem auch durch internationale Gemeinschaftsarbeit ein überaus interessantes Programm zusammengestellt hat, an dem besonders erfreulich ist, daß alle Filmthemen feststehen und nicht irgendein Großfilm mit dem Hauptdarsteller X oder dem Regisseur Y angehängt wird, wie dies leider noch manchmal der Fall ist. An der Spitze des Terraprogramms steht unbedingt der neue Arnold-Fand-Film „Die Schredensnacht“ vom 18. Dezember 1934; in deutsch-englisch-schweizerischer Zusammenarbeit soll hier ein großer Reportagefilm von der Rettung eines nor-



Gustav Fröhlich in einer Szene des musikalischen Rota-Films „Stradivari“



Martha Eggert als „Blonde Carmen“

Gesamtüberblick über die Stoffliche Gliederung zeigt sich, daß auch diesmal wieder der Roman klar an erster Stelle steht mit über 30 zur Verfilmung vorgesehenen Exemplaren, dicht dahinter folgt fast mit der gleichen Zahl das Theaterstück. Die Themenwahl bringt dafür diesmal eine härtere Berücksichtigung von Fragen unserer Zeit als früher, aber wir finden immer noch über 20 Filme aus der sogenannten „eleganten Welt“ und fast ebensoviel Alttagmärchen vom Aufstieg junger Sänger, Sängerinnen oder Varietés-Sterne. Bei den Musikfilmen findet man neben dem unvermeidlichen Strauß auch Richard Wagner, der hoffentlich mit der nötigen Pietät behandelt wird, ein Bunsch, der auch bei dem geplanten „Kigars Hochzeit“ nicht laut genug gekührt werden kann. Ein Duzend große historische Filme sind sicher begriffenswert, doch muß man beispielsweise bei Titeln wie „Die Völkerschlacht von Leipzig“ vorläufig noch etwas skeptisch sein. Voll freudiger Erwartung wird man dagegen heute schon Zöberleins „Fländerer“-Film entgegensehen und auch den Fand-Film wie die wertvollen Veruche Frank Wysbars und Erich Wachsmecks wollen wir mit Interesse erwarten.

Es ist schwer, ja es ist geradezu unmöglich, heute schon sich das geringste Urteil über diese kommende Filmsaison zu bilden. Wir können nun weiter nichts tun als die Durchführung dieser Programme verfolgen, unseren Lesern Auschnitte aus den wichtigsten



Luis Ulrich mit Paul Hörbiger und Theo Lingen in dem Europa-Film „Das Einmaleins der Liebe“



Adolf Wohlbrück in „Das Mortimer“. Er wird außerdem noch „Arzt des Zaren“ und „Student von Prag“ im Programm der „Europa“ verkörpern.

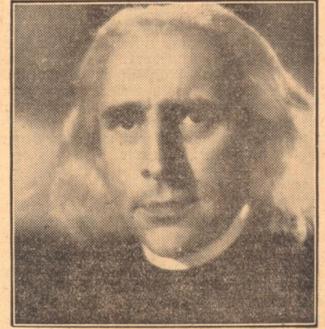
wegischen Dampfers durch mehrere Ozeandampfer entstehen, wobei die menschliche Hauptrolle Sappi Ritt zugeordnet ist, während Herbert Windt die Musik schaffen soll. Man wird diesen Film mit größter Spannung entgegensehen, vielleicht entsteht hier ein deutscher „Potemkin“! Ein weiterer großer Zeitfilm soll nach dem Bühnenstück Hans Bethges „Der Marsch der Veteranen“ unter dem Titel „Kopejkin“ geschaffen werden; Frank Wysbar führt die Regie dieses Stückes, dessen Handlung in das zaristische Rußland verlegt ist, sich aber in der äußeren Handlung an den Veteranenmarsch auf Washington anlehnt. Zwei große Ausstattungsfilme schließen sich an: „Die Pompadour“ mit Käthe von Nagy und „Der Verschwander von Monte Carlo“ mit Paul Hartmann. Das uralte und ewig-neue Wolga-Motiv soll in „Stenka Razin“ verfilmt werden, wobei der mexikanische Star Raquel Torres unter der Regie des Russen Volkoff und nach einem Drehbuch von Kurt Seynide, dem Verfasser unseres ersten Zingspiels, die Hauptrolle spielt. Ein Straußfilm „Unsterbliche Melodien“ (mit Alfred Jerger), ein Münchner Bohème-Film „Künstlerliebe“ mit Olga Tschekowa und ein Musikfilm „Herbstmelodie“ mit Karin Hardt schließen sich an. Interesse verdienen schließlich noch „Sähermann Maria“, eine deutsche Seidendelegende Frank Wysbars, „Das edle Blut“, nach Wildenbruch'schen Motiven und „Die Werts zum grauen Hecht“ nach dem erfolgreichen Roman mit Marianne Hoppe und Hermann Speelmanns.

Produktionen in Bild und Wort vermitteln und mit ihnen hoffen, daß aus den Reihen dieser Filme oder vielleicht auch aus anderen, jetzt noch nicht auf den Plan getretenen, kleineren Produktionen uns Filme beschert werden, die unser aller begeisterten Beifall finden und darüber hinaus den Ruhm deutscher Filmkunst aufs neue begründen und festigen.

Fred Feca.



Jenny Jugo als Blumenmädchen in der Verfilmung von „Pygmalion“



Franz Herterich als Franz Liszt in dem Rota-Film „Liebesträume“



Benjamin Gigli in dem Rota-Film „Berghelmlicht“



Lien Debers spielt in mehreren Sabotia-Filmen



Der Hauptdarsteller Wajambo in dem Expeditionsfilm der Sabotia

Orient im FIEBER

Ein Reisebericht von Hermann Jung

Copyright by Ludwig Wollbrandt, Berlin

Draußen vor den Toren von Tel Aviv aber wohnen Araber. Sie bauen in unsagbarem Glanz. Ich sah ganze Siedlungen, die aus einfachen Brettern und Blechblechern aufeinandergeklagen waren. Von Hygiene, Luxus und Bequemlichkeit keine Spur. Und kein Jude, dem es etwa einfiele, diesen Menschen zu helfen. Eritens sind sie ja andersgläubig und zweitens ihre erbitterten Feinde. Für ihre eigenen Arbeiter sorgen die Juden allenfalls noch, weil sie gezwungen werden. Aber für die Araber haben sie kein Herz, obwohl sie eigentlich wissen müßten, daß sie den Grund und Boden der Araber bemöhen und diese durchaus im Recht sind, wenn sie immerzu fragen: „Wie kommt Balfour dazu, unser Land zu verjagen?“



Südtische Christen in Jerusalem

Mir sagte einmal ein Jude, dem ich meine Ansicht entgegenstellte: „Die Araber wollen es ja gar nicht besser haben, sie sind ja glücklich in ihrem Glanz.“ Eine schöne Entschuldigung. Ein Mensch mag so stupid sein wie er will, er sieht es doch, wenn es andern besser geht, wenn er in einem Erdloch haust und andere in Palästina. Und gerade der Araber ist so intelligent, daß er den Unterschied wohl längst festgestellt hat, wenn er auch an der Tradition festhält. Im übrigen gibt es ja nicht nur arme Araber. Aber es ist viel bequemer sich damit heranzustellen, die Nationalsozialisten seien schuld daran, daß die Araber plötzlich ihren Haß gegen die Juden entdeckt hätten, denn der Nationalsozialismus habe seine Agenten unter die Araber geschickt. Ueber solch baren Unsinn braucht man sich wohl erst gar nicht mehr zu unterhalten. Man könnte höchstens noch die Gegenfrage stellen: Als 1920 die schweren Kämpfe in Palästina zwischen Arabern und Juden tobten, war da auch der Nationalsozialismus schuld?

10 Prozent Juden aus Deutschland

Dazu ließ sich noch feststellen, daß der prozentuale Anteil der „deutschen“ Juden an der Einwanderung in Palästina nur 10 Prozent beträgt. Und über die Ausführenden Juden in Palästina schrieb kürzlich ein Dr. Landenberger aus Nürnberg folgendes: „Das jüdische Ankaufwerk ist zweifellos eine außerordentliche kulturelle und wirtschaftliche Leistung. Palästina kommt zwar als Auswandererland nur für einen verhältnismäßig kleinen Teil der „deutschen“ Juden in Frage. Es ist deshalb nicht möglich, Palästina als einen Faktor für die durchgehende Befriedung der schwierigen Lage der „deutschen“ Juden zu betrachten. Immerhin hat Palästina schon einer größeren Anzahl (wir sagten es schon, 10 Prozent), von „deutschen“ Juden — fast als einziges Land — die Möglichkeit der Niederlassung, freie Entfaltung und Gründung einer Existenz gegeben, wie dies auch weiterhin zweifellos in noch höherem Maße der Fall sein wird. Schon aus diesem Grunde, aber auch aus allgemeinen ideellen und kulturellen Erwägungen heraus, die sich aus meinen vorhergehenden Ausführungen ergeben, verdient das jüdische Palästina und sein Aufbau das lebhafteste Interesse eines jeden deutschen Juden, ganz gleichgültig, welche Stellung er zu den allgemeinen und jüdischen Problemen im übrigen einnehmen mag.“

Dr. Landenberger nennt sich Mitglied der „Reichsvertretung“ und stammt aus Nürnberg.

Seinen Worten entnehmen wir mit Genugtuung das Eingeständnis, daß Palästina — fast als einziges Land — den „deutschen“ Juden die Möglichkeit zur Niederlassung ge-

geben hat. Also mit anderen Worten — kein Land der Erde wünscht sich — „deutsche“ Juden. Daß man mit einem Riesenaufwand von Kapitalien eine wirtschaftliche Leistung vollbringen kann, ist nicht nur Juden, sondern jedem andern Volk möglich. Nach einer oberflächlichen Schätzung wurden im Jahre 1924 für Häuserbau in Tel Aviv, Safsa und Jerusalem nicht weniger als 4,50 Millionen Pfund Sterling aufgewendet, für die Plantagen 1,75 Millionen, für Bauten auf dem Lande 0,80 Mill., in der gemischten Landwirtschaft 0,25 Mill., für Industrie und Handwerk 1 Mill., für Verkehrswesen 0,50 Millionen, für Bodenwerb aus arabischer Hand (1) 0,50 Mill. Insgesamt also 9,30 Millionen Pfund. Das Palästinafund folgte in der Währung dem englischen. Aus diesen Zahlen mag jeder selbst ersehen, was mit solchen Summen wirtschaftlich möglich ist.

Daß Dr. Landenberger die Lage in Palästina vielleicht doch ein wenig zu rosig sieht, abgesehen davon, daß er dieses Land nicht für besonders geeignet hält für „deutsche“ Juden, geht aus dem Spott hervor, den sich sogar jüdische Kabarettisten in Tel Aviv kürzlich leisteten, wenn sie sich auf den Brettern mit einer Revue beschäftigten, die alle Schwächen der Kolonisation zum Gegenstand hatte, wie Bodenpekulation (Juden unter sich), Mangel an Fachleuten, weil die Mehrzahl der Einwanderer aus Akademikern, Künstlern und kleinen Händlern besteht, Geminnucht, die mit nationalen Pflichten nichts gemein hat (also auch in Palästina), Parteienkampf und Sprachnöte. Sie kommen also zur Selbstkritik, wenn auch erst in Palästina. Wohl oder übel belehren sie sich selbst über ihre Schwächen, da es sonst eben dazu kommt, was wir bereits schon anführten, daß der Jude den Juden übers Ohr haut. Die vielgepriesene Einigkeit und Hilfsbereitschaft unter den Juden hat dann unter diesen Gesichtspunkten auch einen starken Riß erhalten. Da gibt es Zionisten und Misrahiten (strenggläubige Zionisten), da gibt es Arbeiterpartei und orthodoxe Juden, pharisäische Gemeinden und die Agudas Israel, die sich gegenseitig die Butter aus dem Brot nicht gönnen. Einig sind sie nur, wenn es gegen die Araber geht. Aber da ist noch eine Partei, die auch — wie die Juden unter sich behaupten, sogar in diesem Punkt versagten — die Revisionisten. Aber davon sprechen wir noch.

Gegenstück: Nordafrika

Der Zwiespalt zwischen Juden und Arabern in Palästina ist kein Zufall und auch kein Einzelfall. Wie wären sonst die Kämpfe zwischen den Juden einerseits und den Mannern und Weibern andererseits in Nordafrika möglich gewesen? Die schwereren Dingen Ursachen um Konstantine sind uns noch allen in Erinnerung. Und es ließe sich fast eine Parallele ziehen bis zu den Unstimmigkeiten in Palästina. Ja, sie gehen sogar noch weiter über Transjordanien hinweg nach Syrien. Man könnte sogar von einer großen einheitlichen Linie sprechen, denn nicht umsonst hat England den nach Transjordanien lästernen Kolonisten erklärt: „Jawohl, annehmen könnt ihr euch hier, aber wir übernehmen keine Garantie für euer Leben.“ Darin liegt eigentlich alles. Die Engländer wissen genau, wie schwer es ist, die Ruhe in Palästina aufrecht zu halten, aber sie wissen auch, daß Transjordanien kein Ruheflügel für die Juden wäre und sind deshalb so diplomatisch, ihnen das durch die Blume mitzutun. In Transjordanien fehlt also eine Balfour-Deklaration.

Aber es ist immerhin möglich, daß ein paar Waagehälfe auch über den Jordan gehen, weil sie die Fruchtbarkeit der Hochebene lockt. Es wurde vor kurzem viel über neue Etappen in der Palästina-Kolonisation gesprochen, hier liegt eine. Andere entstehen nördlich von Jerusalem und an der Straße nach Hebron.

Die Spekulationspolitik der Juden unter sich hat es erforderlich gemacht, daß neues Land erschlossen wird. Das alte ist zu sehr im Preis gestiegen. An der Küste haben sich die Bodenpreise um das Achtfache gesteigert. Die Kapitalisten können sich eine solche Preispolitik leisten, aber das Gros der Kolonisten nicht, die noch ernstlich Wert darauf legen, existenzfähig zu bleiben. Wenn man heute durch Palästina fährt, dann stößt man durchaus nicht nur auf blühende jüdische Ansiedlungen, wie so oft angenommen wird, sondern auch auf völlig verlassene Dörfer und Siedlungen, die häufig noch in den Kinderschuhen stecken. Man ersieht daraus, daß sehr viele Siedler gleich die Flinte ins Korn werfen und in die Städte zogen, um einen Handel zu treiben oder langsam zugrunde zu gehen, weil der Kapitalismus und die Spekulationspolitik sie einfach erdrückten. Das sind also schon die Anfänge eines Kampfes Juden gegen Juden. Gleich hinter Safsa, an der Straße nach Nazareth, wird diese Erscheinung am offensichtlichsten, außerdem bei Akko.

Wie sich die Verhältnisse in Palästina mit der Zeit entwickeln werden, das ist heute noch nicht zu übersehen. Aber Kampfstimmung ist allerorten, und maßgebende Engländer, die ich darüber befragte, meinten, es sei nicht ausgeschlossen, daß Palästina trotz aller Vorsichtsmaßnahmen der Engländer noch einmal ein großes Schlachtfeld würde, da die jungarabische Bewegung ständig im Wachsen begriffen sei und es auf keinen Fall dulden werde, daß Palästina eines Tages allein von Juden beherrscht würde. Die Kämpfe im Jahre 1920 und die Zusammenstöße in Nordafrika seien nur ein Wetterleuchten gewesen.

Als ich später in Beirut wieder an Bord ging, um heimzufahren, wurde ich Zeuge zahlloser Abschiedsszenen. Dann sah ich, wie sich etwa sechzig jüdische Familien mit Sad und Pad einschiffen. Ich fragte erstaunt: „Nach Palästina?“ „Nein“, erwiderte man mir, „nach Südamerika“.

Also eine Flucht der Juden von Syrien nach Südamerika. Soldat Juden, die schon seit Jahrzehnten in Syrien angeheftet waren. Aber Syrien ist kein Geschäft mehr für Juden. Die Araber machen ihnen jedes Geschäft unmöglich. Boykott der Araber gegen die jüdischen Kaufleute, Boykott bis aufs Messer. Es wird nicht viel Käse geschlagen, aber um so mehr gehandelt. Und die Franzosen zuden die Mäßen. Wenn die Engländer schon in Transjordanien nicht mehr in der Lage sind, den Juden Schutz zu gewähren und ihnen die nötige Sicherheit zu garantieren, so erst recht nicht die Franzosen in Syrien, wo die Araber weit in der Ueberzahl sind und sich eine Balfour-Deklaration nicht gefallen lassen.

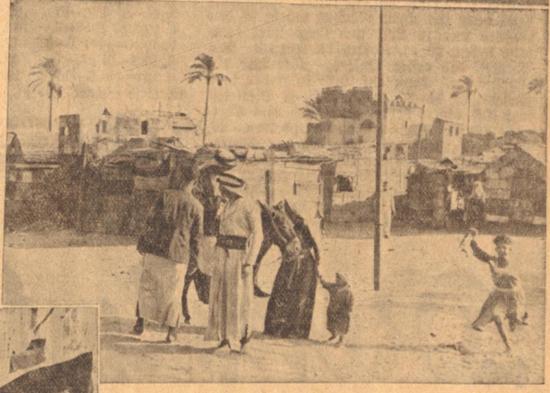
Frankreich hat keine Erfahrungen in der Judenfrage bereits in Nordafrika gemacht. In Konstantine mußte es seine Streikkräfte um zwei Bataillone verstärken. Wir haben in Nordafrika eine ähnliche Erscheinung wie in der Umgebung von Tel Aviv. Auf der einen Seite prachtwolle, moderne Punkbauten, luxuriöse Lebensweise, Komfort in einem

Maße, daß selbst Juden dagegen gewettert haben, und auf der anderen Seite das tiefste Elend in den arabischen Blechblecher-Siedlungen. In Nordafrika waren die Juden jahrhundertlang in Ghettos untergebracht und durften die Reichtümer, die sie sammelten, nicht verbrauchen. Erst als die Franzosen kamen, wurden sie frech und anmaßend und häßten sich erhaben über die Eingeborenen, drängten sich wie bei uns in die besseren Stellen (in Rußland ist es nicht anders) und führten ein Herrenleben auf Kosten der Eingeborenen, den eigentlichen Landeigentümern.

Juden nach Brasilien?

Soweit waren sie in Syrien nicht gekommen. Die Franzosen mögen aus den Erfahrungen in Nordafrika gelernt haben, denn die Flucht der Juden aus Syrien ist doch ein bemerkenswertes Zeichen. Allmonatlich kommen Agenten aus Brasilien und vermitteln den Abtransport und die Neuan siedlung. Und Syrien wird von Juden frei. Deshalb aber wandern diese syrischen Juden nicht nach Palästina aus? Das wäre doch viel einfacher und weniger kostspielig. Ich habe mich auch darüber mit ihnen unterhalten. Sie haben ihre Erfahrungen mit den Arabern gemacht und es ist mit ihnen wie mit

dem gebrannten Kind, das das Feuer scheut. Sie trauen dem palästinensischen Aufschwung nicht, sie befürchten nicht nur Zusammenstöße mit der arabischen Bevölkerung, sondern vor allem auch einen wirtschaftlichen Niedergang. Sie sagen, die augenblickliche Blüte sei nur eine Scheinblüte, sie reden von Selbstinvesti-



Ober: Jüdisches Kino in Tel-Aviv
Mitte: Die Araber leben in elenden Siedlungen
Unten: Der Bazar von Jerusalem

rungen, von Kapitalien, die sich nie verzinsen würden. Sicherlich, den Ansiedlern, die in der Nähe der Küste rechtzeitig Land kauften und bebauten, geht es soweit ganz gut, wenn keine Rückschläge in Gestalt von Importeinschränkungen der europäischen Länder kommen. Aber das Land ist ja längst vergeben, und den Neusiedlern stehen die trüben Erfahrungen der alten Siedler in Esdraelental noch vor Augen, wo sich nur jene durchdrangen, die wirklich das Zeug zum Siedler hatten, die der Wildheit des Geländes ebenso zu Leibe gingen wie der Malaria und dem Wassermangel, und die Zahl dieser Siedler war verhältnismäßig gering.

Man weiß nicht, ob diese syrischen Juden zu schwarzen gehen, ob ihnen die Bedrängung durch die jungarabische Bewegung, die besonders in Damaskus und Beirut sehr stark ist, so stark zusetzt, daß sie darüber allen Lebensmut verloren, oder ob sie tatsächlich vor der praktischen Arbeit Angst hatten. Sicher ist nur, daß sie von Palästina nichts wissen wollen, die ihm am nächsten wohnen und doch zu allererst Grund gehabt hätten, dort ihr Glück zu versuchen. Die Auswanderung nach Palästina war ein Experiment und ist es immer noch. Das müßten auch die Führer des Zionismus. Die nächsten Monate und Jahre werden zeigen, ob es gelingt oder mißlingt. Es wird auch viel davon abhängen, ob auch der Durchschnitts-Jude gewillt ist, praktische Arbeit zu leisten oder ob er nur vom Profit seines Handels leben will.

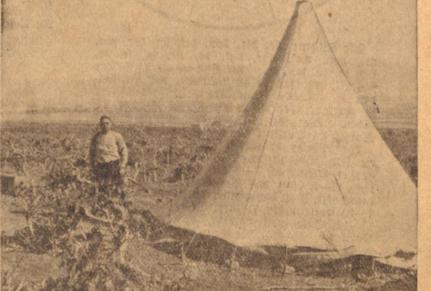
(Fortsetzung folgt.)



Englische Polizei an der Klagemauer in Jerusalem



Der Felsenom in Jerusalem, ein Streitobjekt jüdischen Juden und Arabern

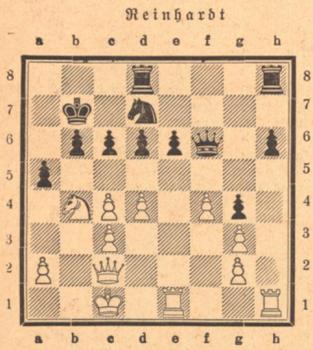


Siedler in einem Weinberg in Palästina



Schach

Folge 31 — 4. August 1935



Reinhardt
a b c d e f g h
8
7
6
5
4
3
2
1
a b c d e f g h
Dr. Sachmann

Dem Mutigen gehört die Welt

dachte sich offenbar der Stolper Doktor, als er in der obigen Stellung mit seinem loebem mit a7-a5 peinlich befragten Streitroß in die Königsburg seines sonst auch nicht gerade schüchternen Gegners Reinhardt hineinschlug. Er folgte dabei allerdings mehr seinem Schachinstinkt als einer genauen Berechnung. Das ist aber gerade das Richtige im Schachkampf, da man umöglich immer in jeder Stellung alle Folgen eines Zuges vorausberechnen kann. Man muß den Mut aufbringen, an sein eigenes Können und Kennen zu glauben; nur dann wird man ein erfolgreicher Schachkämpfer werden. Nach dieser kleinen Abweisung zurück zur Partie. 23. Eb4:c6! Ein Opfer, das zwei Bauern und Angriff einbringt, ist immer siegesverheißend, denn mit einem Rücksug würde ich den Gegner nur zu Luft und Gegenspiel kommen lassen. 23... Kb7:c6 24. Te1:e6! Die Pointe des ersten Opfers, aber nur ein Scheinopfer, denn auf De6: folat der fette Gabelschiffen d4-d5. 24... Df6-f8 Vielleicht war Df7 etwas besser, denn nach dem Zertzug könnte Weiß schon entscheiden. 25. Ke1-d2! Weiß war schon auf der Siegesstraße, mit 25. e5! b:c 26. Da4+ konnte er bereits zwei Züge nach seinem instinktiven Opfer den Sieg sicherstellen! 25... Kc6-c7 26. Th1-e1, h6-h5! 27. c4-c5. Noch die letzte Möglichkeit, den Angriff wieder aufzufrischen.

27... d6:c5 28. De2-e4, Ee7-f8. Mit c5:d4 konnte Schwarz vielleicht noch erfolgreichen Widerstand leisten. Jetzt folgt ein zwingender Schluß. 29. Te6:e6! Ee8-e8 hofft noch auf D67+, wonach auf Kd8 augenblicklich nicht viel los wäre, es folgte aber einfach 30. Te6-e7+ und Schwarz gab auf, denn auf Kd8 folgt Dd5+.

Problem Nr. 31
3. B. U h l e h l a, Wien
W. L. Z. 1935



Matt in 2 Zügen

Michel verwandelt sich

Weiß: Michel
1. e2-e4 e7-e6
2. d2-d4 d7-d5
3. Eb1-c3 Ee8-f6
4. Kc1-g5 Kf8-e7
5. e4-e5 Ee6-d7
6. Kg5-e7 Dd8:e7
7. Dd1-g4! 0-0
8. Ea1-f3 c7-c5
9. Kf1-d3 f7-f5
10. e5:f5 e.p. Ee7:f6? Aufgegeben.

Anmerkungen

1) Ein scharfer Angriffszug, über dessen Wert man sich heute noch streitet.
2) Besser Df6: um der weißen Dame das wichtige Angriffsfeld h4 zu nehmen.
3) Zu langsam, Eb4 oder auch Dd7 war richtig.

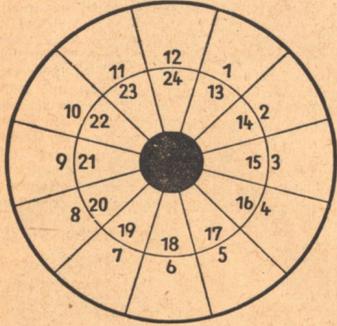
„Rätselwunder“

Wortartenrätsel

Dieter Schreckmeda

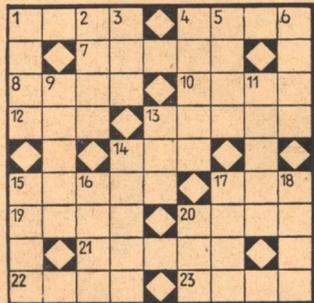
Welchen Beruf hat der Herr?

Zifferblatt-Silberrätsel



Die Silben: be, ber, ban, bel, fel, fer, ma, me, mel, mel, nor, pal, ra, rie, sa, fe, fe, sen, sa, ta, tau, te. Sie sind in die 24 Felder des Zifferblattes so zu verteilen, daß die Silben je zweier denaharier Zifferblätter in fortlaufender Reihe zweifelhafte Wörter ergeben. Die zweite Silbe des vorangehenden Wortes wird erste Silbe des folgenden Wortes. Die Wörter bedeuten: 1-2 Schwemmland großer Zierbund, 3-4 Erntegerät, 5-6 Propbet, 7-8 Gott des Handels, 7-8 Großhandelsmarkt, 8-9 Schlachtfeld in Frankreich 1870, 9-10 italienischer Dichter, 10-11 Stummstille, 11-12 Tier von Berlin, 12-13 weiblicher Vornamen, 13-14 Stadt in Sachsen, 14-15 Frau Abrahams, 15-16 Vogel, 16-17 Baumaterial, 17-18 Füllfahrschein, 18-19 Stadt im Himalaya, 19-20 tropischer Baum, 20-21 Stadt am Rurigen Golf, 21-22 Pflanzenkrankheit, 22-23 Nebenfluß des Rheins, 23-24 weiblicher Vornamen, 24-1 Hügel.

Kreuzworträtsel



Die Wörter bedeuten von links nach rechts: 1. Liebersteint, 4. Baueinrichtung, 7. Stadt in der Schweiz, 8. Gefang, 10. Seifensteinprodukt, 12. Lebensende, 13. Schmuckstück, 14. Gaststätte, 15. Himmelskörper, 17. griechische Göttin, 19. Fluß in der Schweiz, 20. Gewässer, 21. Schlang, 22. Berggipfel, 23. Vortunagsgerät.
Von oben nach unten: 1. Ruhepause, 2. Erdart, 3. Letztbühnen, 4. Hausier, 5. bekannter Erfinder, 6. höchstes Mannesgut, 9. Hauptkloagader, 11. Auswahl, 13. Waldort, 14. Rudolph, 15. großer Baum, 16. Liebesgut, 17. Zeitraum, 18. weiblicher Vornamen, 20. Getränk der alten Germanen.

Auflösungen

Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1 Wola, 2 Salm, 6 Fanne, 7 Kilo, 9 Zile, 11 mi, 12 As, 13 Koro, 15 Eiel, 17 Wöhne, 18 Woll, 19 Star. — Vertikal: 1 Bank, 2 Automobil, 3 Speiseeis, 4 Made, 5 Uns, 8 Jda, 10 See, 13 Nord, 14 Ede, 16 Reor.

Gruppen-Rätsel: Selig durch die Liebe Götter — durch die Liebe Menschlichen Göttern gleich! Liebe macht den Himmel himmlischer — die Erde. Zu dem Himmelreich.

1. a) Wein, Eiern, Korn, Adam, Hebe, ... b) Wein, Ätern, Dorn, Edam, Rebe, Eida, Fran, Saul, Eide. — Wadereife. Bilderrätsel: Erlehnies Glück. Gleichung: Wuppe.

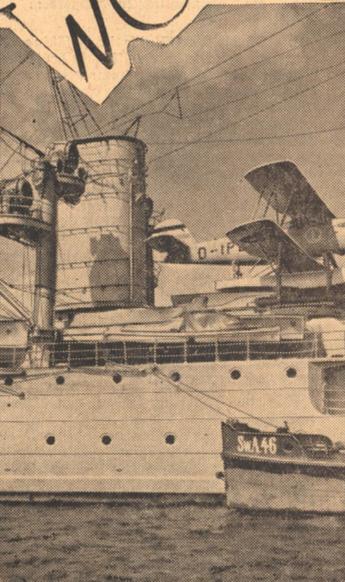


Der Bückeberg wird Eihingstätte In fünfjähriger Bauzeit wird auf dem Bückeberg ein Festplatz für 500 000 Teilnehmer geschaffen. (Seltr. Hoffmann, M.)

Bilder der WOCHE



Graf Rudners Viermaster „Mopelia“, der 2500 Tonnen groß ist, ist in Bremerhaven durch einen Defekt der elektrischen Anlage in Brand geraten, im Innern völlig ausgebrannt und auf Grund abgejagt. (Weltbild, M.)



Kreuzer „Königsberg“ mit Bordflugzeug Blick auf den Kreuzer „Königsberg“ mit einem Bordflugzeug auf der Seeoberfläche, aufgenommen im Hafen von Swinemünde. (Presse-Bild-Zentrale, M.)



Deutscher Schachmeister 1935 wurde in dem haderer Turnier der Berliner Kurt Richter mit 100% Punkten. (Eberhs. Bilderdienst, M.)

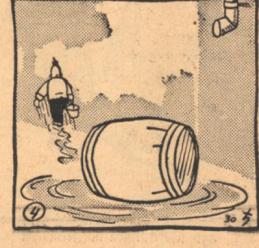


Am 7. August begibt der bekannte Großindustrielle Dr. Gustav Krupp von Bohlen und Halbach seinen 65. Geburtstag. Ein Sohn des bad. Legationsrates von Bohlen und Halbach war er zunächst im diplomatischen Dienst tätig. Nach seiner Heirat mit Bertha Krupp wurde er zur Führung des Namens Gruppe von Bohlen und Halbach ernannt. (Kobdor-Wichib, M.)



Der Höhepunkt des Welttreffens der SS, zu dem sich Abordnungen der Hitlerjugend aus allen Teilen des Reiches und aus 46 anderen Staaten im Deutschland-Lager bei Ruhmühle vereinigt haben, war eine Weibestunde auf dem „Hügel der Nationen“ unter den Fahnen der beteiligten Länder. (Weltbild, M.)

Adamson holt Wasser



HUMOR

Kinder hier und dort

Kixens und Kazens sind Freunde. Kixens wohnen in Chemnitz und Kazens wohnen in Sizilien. Eines Tages bekommen Kixens ein Telegramm: „Hier Erdbeben. Senden euch unsere Kinder!“ Kazens Kinder kommen bei Kixens in Chemnitz an. Nach drei Wochen despechieren Kixens nach Sizilien: „Senden euch Kinder zurück — schießt lieber Erdbeben!“

Sextaner lernen Göttergeschichte. Hören von Diana, von Hektor, von Pluto. Fragte Franz: „Warum hat man denn damals den Göttern lauter Hundennamen gegeben, Herr Professor?“

Der Kleine Kurt lief zur Mutter. „Ich möchte gern ein kleines Brüderchen, Mama!“ „Was willst du denn mit ihm anfangen?“ „Strafite Kurt: „Verhaun!“

Der Junge kletterte in Nachbars Garten. „Was willst du?“ fragte der Nachbar. „Den Bolzen aus meinem Luftgewehr holen.“ „Ist er herübergeflogen?“ „Ja.“ „Hast du eine Ahnung, wo er ungefähr sein kann?“ „Ja.“ „Wo?“ „Im Schwanz von Ihrer Kase.“

Auslands-Humor

Im Gegenteil „Sie behaupten, ich sei ein schlechter Uhrmacher? Ich kann Ihnen versichern, wer einmal seine Uhr bei mir hat reparieren lassen, der kommt immer wieder!“

Bei der Hochzeitsfeier „Der Bräutigam ist wohl ein guter Freund von Ihnen, gnädige Frau?“ „Im Gegenteil! Ich bin die Mutter der Braut!“

Trost „Es geht doch nichts über die erste große Liebe!“ „Stimmt — aber ich habe dich doch auch sehr gern, Fritz!“